

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften Hirschengraben 11 Postfach 8160 CH-3001 Bern





Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr?

Frühjahrestagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Zürich, 24. April 2008

Mitglied der
Akademien der Wissenschaften Schweiz

ISBN 978-3-907835-64-7

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften Académie suisse des sciences humaines et sociales Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr

L'Idiotikon: une clé pour notre identité linguistique, voire plus Diese Publikation entstand unter Mithilfe von: Cette publication a été réalisée avec l'aide de:

Bernadette Flückiger Gabriela Indermühle Delphine Quadri

© 2008 Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11 Postfach 8160, 3001 Bern Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50 sagw@sagw.ch http://www.sagw.ch

ISBN 978-3-907835-64-7

Inhaltsverzeichnis

Begrüssung Sebastian Brändli	5
Einführung und Einbettung in den Kontext	
Eine Führung durch die Kathedrale durch sekundäre Nutzer Bruno Moretti	9
Die Nationalen Wörterbücher und ihre Bedeutung für die Wissenschaft Jon Mathieu	13
Das Idiotikon: Stand und Herausforderungen	
Zu Geschichte und Zukunft des Idiotikons Walter Haas	25
Wörterbuchbenutzung im Spiegel der Anfragen an die Redaktion: Eine Analyse unter Einbezug der spezifischen Konzeption des Idiotikons Hans-Peter Schifferle	51
Ein Referenzwerk für verschiedenste Fachgebiete	
Die Sprache des Kalendermanns: Zur Kommentierungspraxis der «Historisch-kritischen Gesamtausgabe» (HKG) der Werke von Jeremias Gotthelf Barbara Berger-Guigon, Christian von Zimmermann	67
Als Beispiel für die Anwendung der Nationalen Wörterbücher in der Rechtsgeschichte: Die Edition Schweizerischer Rechtsquellen	
Pascale Sutter	81

Lexikographie und Onomastik. Das Schweizerische	
Idiotikon aus der Sicht der Namenforschung Martin Hans Graf	101
Das kulinarische Erbe der Schweiz – das Idiotikon als kultur- und regionalgeschichtliche Quelle François de Capitani	119
Che ore sono? Das «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» als Quelle zur räumlich-zeitlichen Rekonstruktion der italienischen Zeit Jakob Messerli	125
Eine Fundgrube für das Alltagsinteresse an Sprache und Dialekt	
Häftlimacher & Co. – Ohne Idiotikon keine Wortgeschichte auf DRS1 Christian Schmid	139
Die Erschliessung neuer Kanäle: die Volksausgabe des Idiotikons und «Idiotikon online» Hans Bickel	151
Anhang	
Zu den Autorinnen und Autoren	163
SAGW in Kürze	169

Begrüssung

Sebastian Brändli

Ich freue mich. Sie im Namen des Wörterbuches Idiotikon hier in Zürich, im Zunfthaus zur Waag, begrüssen zu dürfen. Sie sind unter der Frage «Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr?» zusammengekommen, und ich möchte gleich zu Beginn festhalten: Ja, das Idiotikon leistet mehr als nur Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität zu sein. Als Historiker, der sich intensiv mit schweizerischer Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit auseinander gesetzt hat, kann ich das aus eigener Forschungserfahrung bezeugen. Und auch ein Blick in die Gründungsgeschichte des Idiotikons weist auf dieses Mehr hin: Die Antiquarische Gesellschaft, die an der Wiege dieses wissenschaftlichen Werks steht, hat das Idiotikon so verstanden wie alle ihre übrigen Aktivitäten: Es ging um Sammeln, um Sichern, um Sichten, auch um Deuten und um Publizieren. Der Wissenschaftspositivismus des 19. Jahrhundertes war ganz und gar die Philosophie dieser Gesellschaft, und für Grundlagenwerke im Stile des Idiotikons war und ist eine solche Wissenschaftsphilosophie eben immer noch die richtige.

Gleichwohl will ich nicht bestreiten, dass auch politische, sozusagen «nationalistische» Beweggründe für die Gründung und den jahrelangen Betrieb des Unternehmens Idiotikon eine Rolle gespielt haben; man braucht ja nicht den Begriff des «alemannischen Volkes» der Verlautbarung von 1845 zu benutzen, um zu begründen, dass das schweizerdeutsche Wörterbuch bis heute eine politische Komponente hat. Und das ist gut so. Denn anders wäre es auch nicht möglich gewesen, die über die ganze Zeit doch beträchtlichen finanziellen Mittel zu generieren, die für die Erarbeitung eines Wörterbuches dieser Dimension einfach nötig sind. Nach der privaten Initiative der Antiquarischen Gesellschaft brauchte es zunächst – ganz im Sinne des ursprünglichen schweizerischen Föderalismus – das Zusammenstehen der betroffenen deutschsprachigen Kantone, um das Projekt voranzubringen. Als erster der Kantone - darauf bin ich als Zürcher auch ein bisschen stolz - beschloss der Kanton Zürich eine Unterstützung; niemand geringerer als

der damalige Staatsschreiber, Gottfried Keller, eröffnete der Antiquarischen Gesellschaft die frohe Botschaft. Und auch der Bund begann in den 1870er Jahren mit der Subventionierung. Eine saubere juristische Konstruktion für die Trägerschaft des Unternehmens gelang aber zunächst nicht, und so verwundert es nicht, dass die Finanzierung ein Dauerproblem blieb - verschärft durch die Situation der Staatsfinanzen während der Wirtschaftskrise. Erst nach dem 2. Weltkrieg wurde mit der Gründung eines Vereins eine eigenständige tragfähige Lösung erreicht, in der die beteiligten Kantone – das ist einzigartig, sieht fragil aus, und würde heute wohl so nicht mehr für ein Grossprojekt dieser Art genügen – zahlende Mitglieder sind. Dies ist ein lebendiger Beweis für die Lebenskraft des horizontalen Föderalismus. Die vertikale Komponente war aber – wie geschildert – auch in frühen Phasen wichtig; seit 1975 geschieht der Beitrag des Bundes unter dem Titel der Forschungsförderung und hat die fragile Finanzierung – von einigen Phasen der Unsicherheit abgesehen – weitgehend stabilisiert. Diese Finanzierungsarchitektur hat das Unternehmen unterdessen mehr als hundertjährig werden lassen. Ich möchte es nicht unterlassen, an dieser Stelle sowohl den Kantonen wie dem Bund für die wichtige, eben: lebenswichtige Unterstützung zu danken.

Das führt mich zum Schluss meiner Ausführungen. Sie gelten der Zukunft. Der Vorstand und die Redaktion haben sich in ihrer Planung darauf festgelegt, die Arbeit am Wörterbuch innert nützlicher Frist zu einem Ende zu bringen. Realistischerweise ist davon auszugehen, dass wir für die letzten Buchstaben und für die unabdingbar zur Schlussredaktion gehörenden Register und Erschliessungshilfen noch etwa ein Jahrzehnt brauchen. Schon vor Ende dieser Finalisierung muss feststehen, wie das Idiotikon mit den Nachträgen sowie mit der Herausforderung der webbasierten Welt umgehen soll. Es steht für mich ausser Zweifel, dass auch diese Arbeiten umsichtig an die Hand genommen werden müssen; diese weiterführenden Arbeiten können aber nicht stillschweigend als Weiterführung des Bisherigen gedeutet werden, sondern bedürfen einer neuen Beauftragung. Schliesslich gibt es nach der Zukunft I der Finalisierung, der Zukunft II der Webbasierung auch noch die Frage einer Zukunft III: Sollen in der Schweiz nach Abschluss der grossen Wörterbücher nationale kulturwissenschaftliche Projekte aufhören, oder wollen wir nicht nationale Institutionen schaffen, die im Besonderen schweizerische Volkskunde, schweizerische Sprachgeschichte, schweizerische Sozial- und Kulturgeschichte bearbeiten? Als Chef eines kantonalen Hochschulamtes beobachte ich die Internationalisierung der Wissenschaften in der Schweiz mit Freude und Genugtuung. Diese Internationalisierung ist vor allem in den Natur- und medizinischen Wissenschaften ein absolutes Muss. Doch im Bereich der Kulturwissenschaften gibt es zusätzliche Zielsetzungen, die möglicherweise durch die konsequente Internationalisierung gefährdet werden, und die deshalb nach einer zusätzlichen Förderpolitik rufen. Auch in dieser Hinsicht erhoffe ich mir Impulse aus dieser Tagung!

Ich danke den Organisatoren für die Initiative und die Vorbereitung, Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und ich wünsche Ihnen einen schönen Tag!

Eine Führung durch die Kathedrale durch sekundäre Nutzer

Bruno Moretti

Einführung und Zielsetzung der Tagung

Es ist unbestritten, dass die nationalen Wörterbücher vier wichtige Projekte für das Sprachen- und Kulturstudium in unserem Land darstellen. Wie wir alle wissen, ist es ihre Aufgabe, eine systematische Sammlung des Wortschatzes der gesamten Schweiz vorzunehmen, diesen zu beschreiben und wissenschaftlich zu analysieren im Hinblick auf phonologische, semantische, etymologische, ethnologische und sachkulturelle Aspekte und somit zu einem Thesaurus der Dialekte der Schweiz zu vereinen.

Das Ergebnis ist eine detaillierte Veranschaulichung von Bräuchen und Sitten, von Glauben, Formen der Volksmedizin und Volkspsychologie oder allgemein von völkischer Kultur in einem weiteren Sinn. In diesem Verständnis sind die nationalen Wörterbücher eine Enzyklopädie der populären Kultur der Schweiz.

Die Institutionen, welche sich dieser Arbeit widmen, sind in verschiedenen Zeiten und mittels unterschiedlicher Finanzierungen geschaffen worden und befassen sich mit Situationen, die in für die Landessprachen charakteristischer Weise teils deutlich untereinander divergieren. Man denke etwa an die Verdrängung der patois durch den Druck des Französischen in der Romandie, oder aber an die grosse Vitalität des Schweizerdeutschen in der Deutschschweiz, an die (in gewisser Hinsicht) intermediäre Situation der Dialekte in der italienischen Schweiz oder an die immerwährenden Sorgen um den Zustand des Rumantsch. Die NWB vermitteln in ihrer Pluralität ein komplettes Bild der Schweiz von einem lexikalischen Gesichtspunkt aus. Es handelt sich bildlich gesprochen also um «Museen in Wörtern», welche uns bei der Wiederentdeckung unserer Herkunft begleiten und uns die Grundsteine vieler aktueller Sachverhalte erklären.

Noch treffender vielleicht mag jedoch das von Clà Riatsch vorgeschlagene Bild der nationalen Wörterbücher als «Kathedralen des Wissens» anmuten, das mir besonders schön erscheint, da die Kathedralen gewiss etwas ganz anderes vermitteln als es die «Elfenbeintürme» tun, in denen man sich allzu oft die Arbeit der Forscher vorstellt.

Die Nationalen Wörterbücher sind zweifelsohne Instrumente für Spezialisten (ich möchte hier von «primären Nutzern» sprechen), aber sie stehen als Arbeitsinstrument und Nachschlagewerke auch anderen Forschern zur Verfügung (wie Historikern, Ethnografen, Literaturwissenschaftlern, Juristen, Medizinhistorikern, Psychologen, Theologen, usw.), die ich «sekundäre Nutzer» nennen möchte. Schlussendlich stehen sie aber auch der breiten Öffentlichkeit zur Verfügung (den «tertiären Nutzern» als Nichtspezialisten, die die Wörterbücher in den meisten Fällen durch Vermittlungsinstanzen indirekt benutzen). Nur wenn man dieser Bedeutung der Nationalen Wörterbücher Rechnung trägt, wird man sich der enormen Leistung und Wichtigkeit bewusst.

Heute stehen hier sekundäre und tertiäre Nutzer im Vordergrund. Die Referenten werden uns durch die Kathedrale führen, indem sie uns erklären, was diese für sie bedeutet, wobei sie uns so auch neue Perspektiven für die Zukunft der Wörterbücher eröffnen. Die Intensivierung und Erleichterung der Wörterbuchnutzung und das Ansprechen neuer Nutzergruppen stehen unter anderem im Fokus dieser Tagung.

In diesem Sinn soll diese Führung uns beim Weiterbau der Kathedralen weiterhelfen, und sie soll bestätigen, dass die Nationalen Wörterbücher nicht nur hochstehende wissenschaftliche Arbeit hervorbringen (wie im Übrigen die internationale Forschung einhellig anerkennt), sondern dass sie überdies in der Lage sind, sich neuen Herausforderungen anzupassen und neue interessante Entwicklungen zu suchen und aufzunehmen.

Ich möchte mit einem, wie üblich bei ihm, prägnanten Satz von Walter Haas schliessen. Walter hat die Entstehungsgründe des Idiotikons wie folgt beschrieben:

«Das Idiotikon hat seine Wurzeln im Bedauern über die verschwindenden Wörter.»

Aus den Wurzeln sind inzwischen riesige Eichen gewachsen, und aus dem Bedauern ist Interesse entstanden. Das Ziel dieser Tagung ist genau die Erforschung dieses Interesses.

Zu guter Letzt möchte ich mich noch bei allen Referenten bedanken, die mit Ihrer Zusage diese Tagung ermöglicht haben, bei allen Teilnehmern, und bei der Redaktion des Idiotikons, die bereit gewesen ist, ihre Arbeit auch in Frage zu stellen und sich durch die sekundären Nutzer durch die Kathedrale führen zu lassen, und *last but not least* bei den Organisatoren, Helen Christen, Marlis Zbinden und Hans-Peter Schifferle, die diese Tagung geplant und ihre Durchführung begleitet haben.

Die Nationalen Wörterbücher und ihre Bedeutung für die Wissenschaft

Jon Mathieu

Drei Punkte oder Thesen sollen im Zentrum des folgenden Beitrags¹ stehen:

- Die Nationalen Wörterbücher sind ein System und Teil eines weiteren, auch mehrere Sprachatlanten umfassenden Systems. Oder anders gesagt: das Ganze dürfte auch hier mehr sein als die Summe der Einzelteile.
- Die Wissenschaft ist dagegen eine stark gekammerte Landschaft, und «Paradigmen» oder «Trends» haben oft nur vorübergehende Bedeutung – damit stellen sich viele Fragen.
- 3. Diese Fragen können wir nicht alle beantworten. Fest steht jedoch: Die Nationalen Wörterbücher gehören in der Schweiz zu den besten Forschungsinvestitionen. Es sind keine subprime-Anlagen, sondern Unternehmen, die teilweise seit hundert und mehr Jahren unterwegs sind und immer noch an Wert zulegen.

Ein Beispiel aus der Forschungspraxis

Doch bevor ich mit diesem Programm beginne, möchte ich eine Geschichte aus der Praxis erzählen, in der es um den Nutzen der Nationalen Wörterbücher geht. Es ist eine individuelle Geschichte, eine aus meiner eigenen Forschung. Im Gegenzug kann ich persönlich für sie bürgen, was ja bei weitläufigen Reden über Wissenschaft und Bedeutsamkeit nicht immer der Fall sein muss.

Ich bin Historiker und habe die Nationalen Wörterbücher bei einigen Untersuchungen bestens verwenden können, ja zwei oder drei Mal ist es mir passiert, dass ich ganz zentral mit den darin angebotenen Materialien arbeitete. In einem Fall, auf den ich mich hier konzentrieren möchte, bezog sich die Arbeit auf die gesamte Schweiz. Es handelte sich um eine historisch-dialektologische Enquete über die frühneuzeitlichen Vorbehaltsfomeln nach dem Muster cum venia («mit ihrer Erlaubnis») oder salva venia («ohne Eure Gnaden zu verletzen», «mit Verlaub zu sagen»).

Solche Vorbehalts- oder Distanzierungsformeln sind Markierungen, die uns auf Tabus hinweisen und damit auf gesellschaftliche Grenzen, Stellungen und Stellungnahmen. Bei den salve venia-Formeln der Frühen Neuzeit ging es vielfach um Tiere, um die sprachliche Kennzeichnung von Tieren als Lebewesen, mit denen ein Sprecher oder seine Adressaten nicht im selben Atemzug erwähnt werden wollten. Diese Tabuisierung von Kühen, Rindern, Ochsen, Schafen, Ziegen, und natürlich von Schweinen, und manchmal sogar von Maultieren und Pferden scheint im Laufe der Frühen Neuzeit immer weitere Schichten ergriffen zu haben. Je moderner die Gesellschaft wurde, desto weniger mochte sie offenbar mit dem Tierreich in Verbindung stehen, mit einem Tierreich nota bene, das in ökonomischen und alltäglichen Lebensvollzügen weiterhin aufs engste mit dem Reich der Menschen verbunden blieb.

Die Idee, eine kleine schweizerische Enquete zu diesem kulturhistorischen Thema an die Hand zu nehmen, hatte ich von David Sabean, Professor an der University of California at Los Angeles, Spezialist für die Frühe Neuzeit in Deutschland und in Europa. Es ist nun schon eine Weile her, dass er in der Schweiz einen Vortrag hielt, in dem er anhand süddeutscher Quellen diese interessante und bisher so gut wie unbekannte Entwicklung aufzeigte. Da ich auch über Bündner Geschichte und über die Rätoromania arbeitete, kam mir damals sofort der Ausdruck «il salvonur« in den Sinn. Das ist die substantivierte Vorbehaltsformel von salvo honore und liesse sich übersetzen als «der mit Verlaub Genannte». Il salvonur nannte man aber in Bünden nicht etwa den Teufel, sondern das Schwein, das tabuisierte Tier par excellence.²

Wie alt war diese Redeweise genau? Unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen bürgerte sie sich ein? Fand sie Eingang in alle Landesteile der heutigen Schweiz, und damit auch in sprachliche Räume, die Sabean mit seinen süddeutschen Quellen nicht in den Blick bekam? Das waren Fragen, die mich zu beschäftigen begannen, und ich ahnte, dass mir hier die langjährigen dialektologischen Arbeiten der Nationalen Wörterbücher sehr zu statten kommen könnten. Die

betreffenden Stichwörter waren zwar zu einem guten Teil noch unpubliziert, aber mir war bekannt, dass man die betreffenden Institutionen auch als Archive benutzen konnte. Dabei hatte man erst noch das Privileg, in alten Schachteln, alte Einträge auf allen möglichen Papiersorten mit allen möglichen Gerüchen zu konsultieren – also die wahren Genüsse des Historikerlebens auskosten zu dürfen. Dies tat ich dann in Zürich beim Idiotikon, in Neuenburg beim Glossaire, in Bellinzona beim Vocabolario und in Chur beim Dicziunari.³

Nachträglich kann ich sagen: meine Tour de Suisse hat sich gelohnt. Die unglaublich grosse Vorarbeit, die in diesen Instituten geleistet worden war, ergab schon nach kurzer Sichtung der Belege ein beeindruckendes Panorama:

Deutsche Schweiz (Idiotikon, Zürich):

reverenter (abgekürzt r. oder rev.) - «mit Verlaub zu sagen»; salveveni von salva venia (s. oder s. v.) - «mit Verlaub zu sagen»; salvenori von salvo honore (s.v.) - «ohne Verletzung der Ehre zu sagen».

Belege von 1604 bis Ende 19. Jahrhundert für elf Kantone.

Französische Schweiz (Glossaire, Neuenburg):

à respect; revereince parla «mit Verlaub zu sagen»; salva reverentia; sauf honneur (s. h); sauf respect (s. r.).

Belege von 1593 bis Ende 19. Jahrhundert für drei Kantone.

Italienische Schweiz (Vocabolario, Bellinzona):

salvonor (s. o., s. h. oder s. h. b. = salvo honore bestie). Belege vom 17. bis Anfang 20. Jahrhundert, archaisiernd bis 1943.

Rätoromanische Schweiz (Dicziunari, Chur):

salvaveni (Nordbünden); salvonur, in allen bündnerromanischen Sprachgebieten (s. h., selten s. o.).

Belege vom 17. bis frühen 20. Jahrhundert.

Die substantivierte Form *il salvonur* «das Schwein» mit archaisierenden Belegen bis 1995.

Von Interesse sind nicht nur die Anfänge und die Hochblüte des Hierarchisierungsprozesses zwischen den menschlichen und tierischen Lebewesen, sondern ebenso das Auslaufen dieser Periode im 19. und gelegentlich 20. Jahrhundert. Es wäre heute nur mehr schlecht denkbar, dass man sich von Kühen oder Schafen sprachlich ausdrücklich distanzieren möchte. Selbst die Bären in Graubünden sind nicht mehr salvonurs – offenbar haben sich die Koordinatensysteme in diesem wichtigen Gesellschaftsbereich grundlegend verschoben.

Ein System und Teil eines weiteren Systems

An diesem Beispiel wurde auch deutlich, dass die Nationalen Wörterbücher wirklich ein System bilden: Man kann sie zusammensetzen – zusammen sind sie in diesem Land flächendeckend. Aber sie bilden zugleich auch einen Teil eines weiteren Systems, das noch mehrere Sprachatlanten und andere Werke umfasst. Diese bilden gewissermassen einen äusseren Kreis um die Wörterbücher. Während die Wörterbücher die Frage stellen: Welche Bedeutungen hat ein Ausdruck? Fragen die Sprachatlanten: Welche Bezeichnungen gibt es für einen Sachverhalt oder Begriff? Semasiologie bzw. Onomasiologie heisst dies in der linguistischen Fachsprache.

In diesem äusseren Kreis der dialektologischen Grundlagenwerke, bei den Sprachatlanten, ist die Schweiz mit ihren Nachbarländern verwoben. Die wichtigen Werke sind:

- Atlas linguistique de la France (ALF), 1903–1910 (für die Romandie).
- Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz (AIS), 1928–1940 (für die italienische und rätoromanische Schweiz).
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), 1962–2003.

Lucien Febvre, der Mitbegründer der französischen «Annales»-Zeitschrift, bezeichnete den «Atlas linguistique de la France» bei seinem Erscheinen als «un événement d'importance exceptionelle». Die «Annales» wurden bekannlich zu einer zentralen historischen Strömung des 20. Jahrhunderts, sicher auch weil sie sehr früh für eine Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber den entstehenden Sozialund Kulturwissenschaften eintraten. Bei Febvre kann man diese intellektuelle Auseinandersetzung mit verschiedenen

Disziplinen anhand seiner regen Rezensionsaktivität verfolgen. Der Genfer Historiker Bertrand Müller hat diese Aktivität nun in einem schönen Buch aufgearbeitet. Dort wird im Detail nachgewiesen, wie gross das Interesse von Febvre auch für die Sprachwissenschaft und besonders für die Dialektologie war.⁴

Im Titel des zweitgenannten Werkes, des «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz», zeigt sich auch schon die Beziehung zu sachlichen, ethnographischen Tatbeständen, welche mit unterschiedlicher Intensität (aber gerade in diesem Fall mit hoher Intensität) in die Atlasproduktion einflossen. Bei gewissen Fragen sind in den aufwendigen Forschungen für die Atlanten auch sachbezogene Quellen recht eigentlich generiert worden, die für verschiedene Fächer von Bedeutung sein können. Manchmal gibt es auf dem betreffenden Gebiet keine anderen Quellen, die derart systematisch-flächendeckend über eine Frage informieren. Ich illustriere dies noch an einem anderen Beispiel.

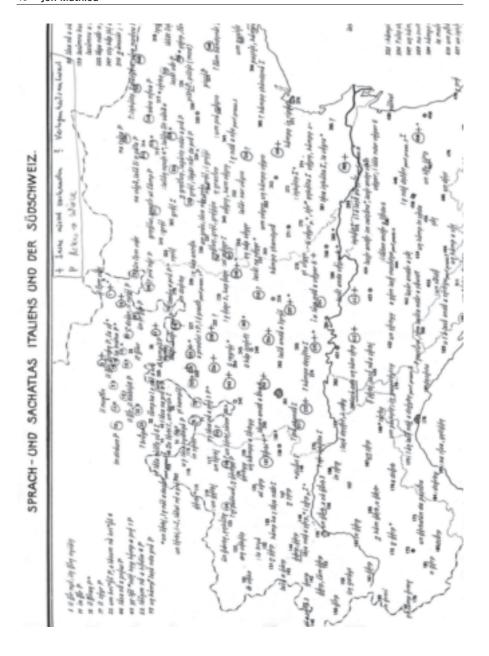


Abbildung 1: Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz, Bd. VII, Karte 1417 (Ausschnitt)

Die abgebildete Karte aus dem AIS behandelt den Sachbereich «Il maggese, la sodaglia» (das Brachfeld, das unbebaute Feld). Wir sehen die Umrisse der Südschweiz (Wallis, Tessin, Graubünden) und können uns den südlichen Alpenbogen und die Poebene vorstellen. An den vielen Aufnahmeorten finden sich die jeweiligen lokalen Dialektausdrücke für «Brache» – dies in phonetischer Schrift

Die farbigen Kreise sind die Spuren meiner eigenen Exerzitien, die ich vor Jahren mit dieser Karte veranstaltete. Rot heisst: «die Sache ist nicht vorhanden» oder «das Sujet gibt eine Verlegenheitsantwort». Die grünen Kreise bedeuten, dass man das Brachlassen als einen Übergang vom Acker- zum Wiesenbau aufgefasst habe, also nicht zur Weidenutzung und effektiven Brache. Diese Kontextinformationen erhält man auf Zusätzen auf dem gleichen Kartenblatt (hier aus Platzgründen nicht abgebildet).

Damit ist angedeutet, dass wir im AIS trotz Standardisierung ein bestimmtes Mass an Quellenkritik finden. In diesem Fall der Brache heisst es zum Beispiel einleitend: «Es war schwierig, diesen mit den Anbaumethoden so stark variierenden Begriff auf dem ganzen Untersuchungsgebiet eindeutig zu erfassen. Die Exploratoren haben das Stichwort, das sie bei den späteren Aufnahmen häufig vermieden, mit campo lasciato in riposo, campo che non si coltiva piu, campo che si lascia andare, campo incolto erklärt oder umschrieben. Die Sujets dachten dabei an recht Verschiedenes.»

Das Brachen – ein sehr prominentes Element alter Landwirtschaft – scheint also recht kontextabhängig gewesen zu sein und erheblich komplexer, als man anhand der agrarhistorischen Literatur meinen könnte. Gleichwohl zeichnen sich hier auch einige grossräumige Verteilungen ab, die für mich damals wichtig waren: die Acker-Wiese-Kombinationen erscheinen vor allem im Berggebiet bis in die Ostalpen, die Nicht-Existenz vor allem in der oberitalienischen Pianura. Das passt recht gut zur Tatsache, dass diese Region im europäischen Kontext zu den Regionen mit früher und starker Agrarintensivierung gehörte.⁵

Es gäbe noch viele weitere Beispiele für solche Generierung von Quellen. Doch zurück zu den Nationalen Wörterbüchern. Sie sind also eingebettet in ein System von weiteren grossen Grundlagenwerken, und dieses Ensemble ist für die Forschung besonders wertvoll – eben: Das Ganze ist mehr als die Summe der Einzelteile. Soweit ich informiert bin, hat jedes Nationale Wörterbuch beim dialektologischen Fachpublikum international einen sehr guten Namen. Das Idiotikon gilt im deutschsprachigen Raum als Musterbeispiel exzellenter Grundlagenarbeit, der Vocabolario in Italien, usw. Dazu müssen wir meines Erachtens den Wert hinzuzählen, der durch die systematische Vernetzung geschaffen wird. Erst so lässt sich die wirkliche Bedeutung des Ensembles ermessen. Die Schweiz hat in diesem Bereich demnach etwas ganz Spezielles zu bieten, und viele dürften mit mir einig gehen, dass kluge Investitionsstrategien bei den eigenen Stärken ansetzen sollten.

Ironien der Wissenschaftsentwicklung

Soweit zur internationalen Bedeutung – wie aber steht es um die Bedeutung im interdisziplinären Bereich? In welchem Mass werden die Nationalen Wörterbücher von den verschiedenen Wissenschaften genutzt, und wie sähe das Nutzungspotenzial aus? Dazu sollten wir zunächst eine gewisse Vorstellung von den möglichen Nutzern haben. Das wissenschaftliche Feld zeichnet sich bekanntlich nicht durch Übersichtlichkeit aus. Als Ausgangspunkt kann man die Fachgesellschaften wählen, die innerhalb der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften SAGW vertreten sind und von ihr vertreten werden.

Die SAGW vereinigt über fünfzig Fachgesellschaften, die in drei Sektionen angesiedelt sind:

- Sektion I: Sprach- und Literaturwissenschaften 12 Fachgesellschaften.
- Sektion II: Geschichts- und Kulturwissenschaften 21 Fachgesellschaften.
- Sektion III: Sozialwissenschaften ebenfalls 21 Fachgesellschaften.

Dies alles gemäss den Angaben der Website. Mündlich wurde mir mitgeteilt, die Tendenz sei steigend, so dass die Zahlen unterdessen sicher übertroffen wurden.⁶

Einige dieser Fachgesellschaften kommen für eine Nutzung der Wörterbücher wohl kaum in Frage. Ich denke etwa an die Vereinigung der Freunde Antiker Kunst, die Schweizerische Gesellschaft für Biomedizinische Ethik oder die Schweizerische Gesellschaft für Betriebswirtschaft. Aber schon ein erster Blick auf die Gesamtliste legt nahe, dass eine Mehrheit dieser Dispziplinen bei der einen oder anderen Frage durchaus einmal von der Wörterbuch-Arbeit profitieren könnte. Es stehen ja, wie ich an den Beispielen angedeutet habe, vielfältige Nutzungsweisen offen. Man kann sich über die Bedeutungen eines nicht mehr gebräuchlichen Ausdrucks informieren, daneben gibt es in den Wörterbüchern zahlreiche andere Dinge zu entdecken.

Die Forschungslandschaft ist stark gekammert und dauernd in Bewegung. Ein Paradigma, das vielleicht für einen Moment eine übergreifende Organisationskraft entfaltet, folgt dem anderen, ein Trend löst den anderen Trend ab. Tatsächlich spricht einiges dafür, bestimmte Aspekte oder Bereiche der Wissenschaft als kulturelle Modeerscheinungen zu betrachten. Modeerscheinungen prägen viele Bereiche der Gesellschaft – bis hin zur Ökonomie – weshalb sollte die Wissenschaft eine Ausnahme sein? An der Universität Zürich und der ETH findet im laufenden Semester (Frühighr 2008) ein wissenschaftshistorisches Kolloquium statt unter dem Titel «Wissenschaften im Auf und Ab zwischen Aktualität und Nischendasein». Darin konnte man unter anderem einen Vortrag zur Geschichte der Biologie hören, überschrieben mit: «Biologie: Der Weg vom Trend- zum Nischenfach und zurück». Eine solche Sichtweise mag teilweise unserem tief verankerten Bild von einer ganz im Fortschritt aufgehenden Wissenschaft widersprechen, was aber nicht unbedingt auf ihre Realititätsferne hindeutet. Die Geschichte der verschiedenen Fächer kennt nicht nur die Thematisierung, sondern ebenso die Dethematisierung von Problemen, und es ist oft nicht ganz klar, woher sich die Triebkräfte generieren, die über diese Agenden bestimmen.⁷

Die Dialektologie und die Nationalen Wörterbücher lagen in ihrer Gründerzeit zweifellos im Trend. Das Idiotikon entstand in der Grimm-Nachfolge, später wurde das Paradigma «Wörter und Sachen» zu einem sehr angesehenen Forschungsprogramm (darüber berichtet auf kompetente Weise Wolfgang Haas in diesem Band). Ab einem bestimmten Zeitpunkt befand sich das Fach jedoch nicht mehr in der ersten Reihe der aktuellen Disziplinen, sondern galt bei vielen als «démodé». Ironi-

scher Weise machte in den Kulturwissenschaften bald darauf der Diskurs-Begriff Karriere. Der Ausdruck war zwar alt, doch seit den Jahren um 1970 hatte ihn Michel Foucault auf eine interessante Weise angereichert und gleichsam geadelt.⁸ Auf jeden Fall reihte man jetzt vieles, was früher unter anderen Markenzeichen kommuniziert wurde, als Diskursphänomen ein. Diskurs-Forschung im strengen Sinn ist eine anspruchsvolle Angelegenheit. Eine Möglichkeit sie auf eine sozialgeschichtliche Art zu betreiben, besteht natürlich darin, dass man «dem Volk aufs Maul schaut» – unter anderem so, wie es die Wörterbücher seit langem tun.

Die nächsten zehntausend Jahre

Diese ironische Koinzidenz von Alt und Neu ist eines von vielen Beispielen, die nahelegen, dass man sich bei langfristigen Unternehmen nicht zu stark vom Auf und Ab der wissenschaftlichen Tagesmeinungen, Paradigmen und Trends leiten lassen sollte. Wenn einmal eine grosse Forschungsleistung erbracht ist, dann hat es auch einen eigenen Wert, sie richtig fortzusetzen und konsequent zu Ende zu führen. Man kann dies die Pfadabhängigkeit von wissenschaftlicher Investition nennen. Bei den Nationalen Wörterbüchern der Schweiz und den mit ihnen zusammenhängenden Grundlagenwerken ist diese Vorleistung in einem hohen Mass erbracht. Die Tatsache, dass sie die Orientierung über kulturelle Entwicklungen in der Vergangenheit verbessern, macht sie heute vielleicht besonders wertvoll. Je mehr Raum die Zukunft im Vokabular der gesellschaftlichen Führungskräfte und der Wissenschaftspolitik einnimmt, desto kostbarer scheint die Vergangenheit für die eigene Orientierung und Posititonsbestimmung zu werden. Von der Zukunft hebt sich die Vergangenheit auch dadurch ab, dass man sie seriös voraussagen kann. Die Grossbank UBS verfügte im Jahr 2007 dem Vernehmen nach über etwa zweitausend Analysten und Zukunftsforschende. Mit dieser geballten prognostischen Kraft gelang es der Firma, mindestens 40 Milliarden CHF in den Sand zu setzen.9 Damit könnte man alle Nationalen Wörterbücher während zehntausend Jahren finanzieren.

Anmerkungen

- 1 Unter Beibehaltung des mündlichen Duktus veränderte Version des Vortrags an der Idiotikon-Tagung der SAGW vom 24.04.2008.
- 2 Sabean, David W. (1996), «Soziale Distanzierungen. Ritualisierte Gestik in deutscher bürokratischer Prosa der Frühen Neuzeit», in: Historische Anthropologie 4, S. 216-233.
- 3 Das Folgende bei Mathieu, Jon (2000), «Synthese und Indiz. Zwei Arten von Kulturgeschichte», in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 96, S. 1-13.
- 4 Müller, Betrand (2003), Lucien Febvre, lecteur et critique, Paris: Albin Michel, S. 267-277, Zitat S. 276.
- 5 Mathieu, Jon (1992) Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500-1800, Zürich: Chronos, v. a. S. 164-181.
- 6 www.sagw.ch/de/sagw/die-akademie/mitgliedgesellschaften.html (21.08.2008).
- 7 Unter den vielen neueren Untersuchungen zur Thematik: Conrad, Christoph (2006), «Die Dynamik der Wenden. Von der neuen Sozialgeschichte zum cultural turn», in: Osterhammel, Jürgen u. a. (Hg.), Wege der Gesellschaftsgeschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 133-160.
- 8 Aus der breiten Literatur: Chartier, Roger (1998), Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude, Paris: Albin Michel, 1998, v. a. S. 191-208.
- 9 Während der Vortragsvorbereitung und der Arbeit an dieser schriftlichen Version hat sich der veröffentlichte Verlust der UBS laufend erhöht – ich belasse es hier bei den Angaben vom April 2008.

Zu Geschichte und Zukunft des Idiotikons¹

Walter Haas

Viertel s. Vier-Teil

Versetzen wir uns ins Jahr 1884 und stellen wir uns einen Germanistikstudenten im dritten Semester vor, der für seine Seminararbeit im Idiotikon das Wort *Viertel* nachschlägt. Weil er schon weiss, dass der Buchstabe V in diesem Wörterbuch unter F eingereiht ist, greift er clever zu Band 1 und wird auch wirklich auf Spalte 1042 fündig, nicht ganz ohne Probleme zwar, da das Stichwort mitten in einer Zeile verborgen ist. Aber viel schlimmer trifft ihn, dass da bloss ein Verweis steht: s. *Vier-Teil* (Abb. 1).

firtem: feiern. "Mit f. und opfer." Edler. Aus "firtagen, firtigen" verstümmelt oder eher selber als Subst. zu verstehen? viert s. bei vier Sp. 925. Viertel s. Vier-Teil. Vierti"g s. Vierdung Sp. 996.

viertle": 1. (tr.) Etwas (z. B. ein geschlachtetes Kalb) in vier teilen B. — 2. (neutr.) a) "ein Vierteli (eine Viertelsmass) nach dem andern trinken, lange beim Weine sitzen." — b) vom Mond, in ein neues Viertel eintreten Uw. Wenn's viertled, se gid's dēns bessers Wētter. — c) von der Uhr, die Viertelstunde schlagen. allg. Da viertlet's am Zit. MUSTERI. Driviertle", die Dreiviertelstunde schlagen Bs. — Von Viertel. — Zu 2 c vgl. halberes.

Abbildung 1: Hinweis auf Vier-Teil, ld. 1, Sp. 1042

Und in der Tat: Band 12 liefert auf 16 Spalten jede gewünschte Auskunft über sämtliche Bedeutungsschattierungen des Kompositums *Vierteil* sowie seiner Zusammensetzungen und Ableitungen – ein exquisiter Service. Zugegeben, er hätte unserem Studenten etwas Geduld abverlangt, linguistisch

gesehen jedoch hätte sich das Warten für den mittlerweile gut Hundertjährigen voll und ganz ausbezahlt.

Sich über die lange Bearbeitungsdauer des Idiotikons lustig zu machen, ist nicht originell. Schon seit 1891 sorgen sich besonders Politiker darüber. Wessen Mandat auf vier Jahre beschränkt ist, bringt wenig Verständnis auf für Mandate, die über mehr als hundert Jahre laufen und laufen dürfen. Andererseits: Grenzt es nicht fast an ein Mirakel, wenn eine Institution ein Versprechen noch nach achtzig Jahren einlöst, mit der Pünktlichkeit einer Uhr, die zwar langsam läuft, auf die aber unbedingt Verlass ist?

Die Gründerväter des Idiotikons hatten eine so lange Bearbeitungszeit nicht vorgesehen.² Es ging ihnen wie den Pionieren aller grossen Wörterbuchunternehmen des 19. Jahrhunderts: Das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm z.B. brauchte gut hundert Jahre bis zum vorläufigen Ende, das *Woordenboek der Nederlandsche Taal* hundertzwanzig. Schuld daran trägt die Anlage dieser Werke, die auch in ihrer Monumentalität der Gründerzeit verpflichtet sind.

Kinder ihrer Zeit

Als die grossen Wörterbücher entstanden, war die *Politik* geprägt von einer noch einigermassen fortschrittlichen nationalistischen Ideologie, die *Sprachwissenschaft* vom historischen Paradigma, das öffentliche Bewusstsein vom Erlebnis extremer Umbrüche. Alle diese Prägungen verraten die Wörterbücher als prototypische Kinder ihrer Zeit.

Am 15. Februar 1862 hielt der Lehrer Friedrich (Fritz) Staub (Abb. 2) vor der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich einen Vortrag «Über den Dialekt und seine Berechtigung».³ Darin stellte er vier Hauptideen in den Vordergrund:

1. Die hohe Altertümlicheit der Mundarten. Diese angebliche Eigenschaft der Volkssprachen war seit dem 17. Jahrhundert ein Topos geworden.⁴ Im 18. Jahrhundert setze ihn z.B. Bodmer ein, um das Ansehen der lokalen Sprache zu heben. Hundert Jahre später hatte sich die Sprachwissenschaft als führende Geisteswissenschaft etabliert,⁵ und da sie damals eine historisch argumentierende Wissenschaft war, machte Altertümlichkeit die Mundarten nicht mehr bloss sentimental ehrwürdig, sondern verlieh ihnen realen wissenschaftlichen Wert.



Abbildung 2: Friedrich Staub (1826-1896)

- 2. Die Regelmässigkeit der Mundartentwicklung. Dies war ein neuer Punkt, den einige Jahrzehnte zuvor der Bayer Johann Andreas Schmeller (1785–1852) gegen Jacob Grimm in die Diskussion eingeführt hatte. Grimm hatte den Mundarten zwar vereinzelte Altertümlichkeiten zubilligen wollen, im Ganzen aber hielt er ihre Entwicklung für chaotisch.⁶ In diesem Punkt also zeigte sich Staub auf der Höhe der zeitgenössischen Diskussion.
- 3. Die politische Bedeutung der Mundarten. Das Alter der Mundarten und die Regelmässigkeit ihrer Entwicklung hielt Staub darüber hinaus für schlagende politische Argumente gegen ausländische Vorwürfe an den jungen Bundesstaat, «als sei bei uns in dem langen Genuss zügelloser Freiheit mit den letzten Spuren von Gesetz und Sitte aufgeräumt worden».⁷ Sechs Jahre nach dem Neuenburgerhandel waren wissenschaftliche Ideen als Stützen für die aktuelle Demokratiediskussion hochwillkommen.
- 4. Die Gefährdung der Mundarten. Die Gewissheit einer akuten Gefährdung aller ererbten Bräuche und Sitten, auch der Mundarten, ergab sich aus dem Erlebnis des gesellschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, politischen und nicht zuletzt des verkehrstechnischen Umbruchs seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Abb. 3). Daraus resultierte für die gebildeten Zeitgenossen ein Dilemma: Sie erkannten zwar den nationalpolitischen Wert der heimischen Traditionen, aber den Fortschritt konnten und wollten sie nicht aufhalten.8 Die Lösung bestand in der Errichtung von Schatzkammern, in die das zum Untergang verurteilte Erbe gerettet werden sollte: Dazu gehörten die grossen Wörterbücher ebenso wie die Museen, die aus Kuriositätenkabinetten zu Denkmälern der Vergangenheit wurden – in einer Reihe mit den zahllosen vaterländischen Monumenten, die damals überall errichtet wurden (Abb. 4).

In dieser geschichtlichen Situation also wurden die Mundarten als nationales Erbe und wissenschaftlicher Wert zugleich entdeckt.



Abbildung 3:
Anzeige der NordbahnGesellschaft (Flüeler 1994,
S. 110). «Durch den enorm
gesteigerten Verkehr
[...] werden die Dialekte
zusehends verdrängt»
(Prospekt 1880)

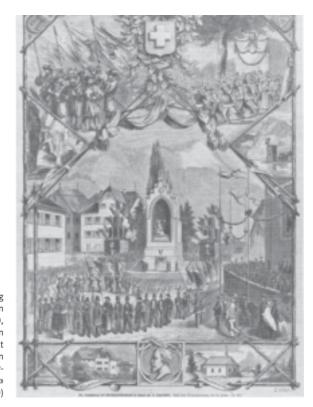


Abbildung 4: Einweihung des Winkelried-Denkmals in Stans 1864 (Keckeis 1980, S. 153). «...dass man einen so bedeutenden Dialekt nicht hinsterben lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen» (Prospekt 1880)

Nehmen Sie z.B. das schweizerdeutsche Wort *Anke*, Butter' (Abb. 5). Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft konnte mit Hilfe der Lautgesetze zeigen, dass das Wort urverwandt ist mit ai. *anákti*, lat. *unguere*, schmieren'. Das Wort ist insofern uralt, als es ohne Unterbruch seit urindoeuropäischen Zeiten überliefert worden ist. Gleichzeitig aber ist es innerhalb des Germanischen praktisch nur noch in schweizerdeutschen Mundarten lebendig: Eine exklusive Eigentümlichkeit unserer Volkssprache, ein nationales Symbol, ein kostbares Relikt der Vergangenheit, höchster Aufmerksamkeit der Wissenschaftler wie der Patrioten würdig.⁹

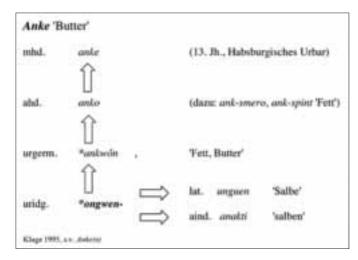


Abbildung 5: «Keine andere deutsche Sprachprovinz hat ein so reiches Erbe des altdeutschen Sprachgutes in lebendigem Besitz und Gebrauche erhalten wie die Schweiz» (Prospekt 1880)

Aber diese Zuwendung musste rasch geschehen, da ja der Untergang der alten Besonderheiten schnell voran schreitet. Bereits haben viele Sprecher *Anke* gegen *Butter* eingetauscht – gegen ein weniger exklusives, viel jüngeres Wort, das erst spät, etwa im 11. Jahrhundert, ins Deutsche gekommen war.

Rasch zu handeln hatte die gleiche Antiquarische Gesellschaft schon 1845 geplant: Damals bat sie in nüchternem Ton um Mithilfe bei der Erarbeitung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs, um dem Verlust wissenschaftlich wertvollen Materials zuvorzukommen. Ihre Bitte verhallte ungehört. Erfolgreich war erst der flammende Aufruf, den die Gesellschaft 1862 nach Staubs Vortrag ausgehen liess. Nun appel-

lierte man auch an die Gefühle, an die Angst vor dem Verlust der sprachlichen Identität, und mit hohem Pathos beschwor man die demokratische Gleichheit: «Kann und darf auch bei uns wie in Fürstenland die Zeit kommen, wo die Rede Bürger von Bürger scheidet?»¹⁰.

Der geglückte Anfang des Unternehmens verdankte sich offensichtlich nicht zuletzt starken Emotionen. Vielleicht ist es ja auch mit der Qualität und der Langlebigkeit des Idiotikons nicht völlig anders.

Etikettenfragen

Der doppelte Titel Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache verrät einen Kompromiss. Das Kunstwort Idiotikon hatte Michael Richey 1743 als Titel seiner Sammlung hamburgischer Mundartwörter ersonnen, und er meinte damit eine Zusammenstellung der Idiotismen, jener Ausdrücke also, die nur einer einzigen Mundart eigentümlich sind. II Idiotismen sammeln wurde im 18. Jahrhundert zu einer modischen Beschäftigung für Heimatfreunde und Bildungsreisende; in dieser Tradition steht noch Franz Josef Stalders (1757-1833) Versuch eines schweizerischen Idiotikon von 1806 und 1812. 12

Noch einmal fünfzig Jahre später war der nunmehr akademischen Germanistik eigentlich klar geworden, dass die Abgrenzung des Eigenen gegenüber dem Fremden nicht gar so einfach war. Aber schon aus Respekt vor Stalder war *Idiotikon* für den traditionsbewussten Staub die richtige Bezeichnung auch für sein Unternehmen. Vor allem aber lag der Idiotismen-Standpunkt den nationalpolitischen Interessen der Gründer nahe. Für sie waren die Wörter, die aus der Schriftsprache in die Mundarten eindrangen, neu und damit historisch unergiebig, und sie waren vor allem fremd. Wörter wie *Butter* sind schuld am «Verfall unserer Mundarten»¹³, sollte man ihnen im Nationalwerk auch noch ein Denkmal setzen?

Vor dem Druck der ersten Lieferung musste der leitende Ausschuss den endgültigen Titel festlegen. Einige Mitglieder hielten *Idiotikon* für veraltet und *schweizerisches* für den mehrsprachigen Staat zu allgemein. Dennoch kam zuoberst aufs Titelblatt *Schweizerisches Idiotikon* zu stehen, allerdings in kleinerer Type. Durch die grössere Schrift als Haupttitel

gekennzeichnet folgt dann Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Dass hier nicht von Mundarten oder Dialekten die Rede ist, ist kaum Zufall, sondern nimmt Jacob Grimms Diktum auf, das Schweizerdeutsche sei mehr als ein «bloszer dialect», 14 und setzt das Werk programmatisch auf eine Stufe mit den andern entstehenden Wörterbüchern der «Nationalsprachen». Volksläufig geworden ist trotzdem der kleiner gedruckte Archaismus.

Wie kann man hoffen, dass ein Wörterbuch, dessen Titel schon so viele Fragen aufwirft, jemals fertig wird?

Unmassgebliche Gedanken über die Methode

Begonnen allerdings hat man sehr bald nach Staubs Vortrag, und Staub wurde wie von selbst Leiter und «Seele» des Unternehmens

Über die Sammelmethode war man sich nicht sehr im Klaren. Die Wörterbücher der nationalen Schriftsprachen beruhten auf schriftlichen Quellen, was alles etwas einfacher machte. Beim Idiotikon aber ging es um gesprochene Sprache, und es war das erste Mal, dass eine so umfassend gedachte Sammlung gesprochenen Wortschatzes in Angriff genommen wurde. Pfarrer Stalder hatte die Wörterbuchbasis noch über eine ausgedehnte Korrespondenz mit Amtsbrüdern beider Konfessionen zusammenbringen können; der Oberlieutenant Schmeller hatte Gelegenheit, in München mit Rekruten aus dem ganzen Königreich zu arbeiten.

Staubs Idee einer kantonsweisen, gebietsdeckenden Sammelorganisation zerschlug sich. Dennoch begannen in kurzer Zeit zahllose Freiwillige Massen von mundartlichen Ausdrükken einzusenden: Die Initianten des Werks hatten offensichtlich einen Nerv getroffen (Abb. 6).

Wie unprofessionell man in dieser Pionierzeit vorzugehen gezwungen war, verriet sich darin, dass Staub kaum Sammelanweisungen zu geben vermochte, es sei denn den Rat, die Stichwörter eines hochsprachlichen Wörterbuchs in die Lokalmundart zu übersetzen. Überdies vergass er, jedes Wort auf einem besonderen Blatt zu verlangen; diese Nachlässigkeit hat er durch jahrelanges Zettelschreiben abgebüsst. Schon 1880 umfasste das Material rund eine Million Zettel: Man hatte

zu Beginn keine Ahnung von den Ausmassen, die das Werk annehmen würde. ¹⁵ Die wilden Anfänge des Idiotikons werden besonders klar, wenn man sie mit den systematischen Erhebungen vergleicht, die bloss 40 Jahre später das *Glossaire des patois de la Suisse romande* veranstaltete. ¹⁶

Staub hatte zudem kein philologisches Studium hinter sich, sondern ein theologisches, und erst noch ein abgebrochenes. Seine linguistischen Kenntnisse verdankte er dem Selbststudium und der täglichen Fron mit den idiotischen «Papierhaufen». Seine berühmteste sprachgeschichtliche Entdeckung ist das Lautgesetz, das Weiterentwicklungen wie die von *Anke* zu *Aache* beschreibt, und das wir ihm zu Ehren das «Staubsche Gesetz» nennen (Abb 7).

Eine wichtige Professionalisierung des *Schweizerdeutschen Wörterbuchs* trat ein, als 1874 Ludwig Tobler¹⁷ als Germanist an die Universität Zürich berufen und als Mitglied der Redaktion verpflichtet wurde (Abb. 8). Anders als Staub konnte sich Tobler keine Gratisarbeit leisten, deshalb mussten nun öffentliche Subventionen eingeholt werden. Was Staub als fast ehrenrührig empfand, würde heute höchstes Lob der Evaluatoren einheimsen.

Tobler hatte seit Beginn Wörter und Ideen zum Idiotikon beigesteuert. Dazu gehörte ein Text von 1863 (Abb. 9), den er «Unmassgebliche Gedanken über die Methode des schweizerischen Wörterbuchs» genannt hatte – der Anklang an die Überschrift einer sprachplanerischen Abhandlung von Gottfried Wilhelm Leibniz ist nicht zu überhören. 18 Tobler vertrat darin einen strikten Idiotismen-Standpunkt, doch kontrastierte mit dieser Konservativität seine Forderung, das Wörterbuch habe vor allem den «Wortinhalt allseitig auszuleuchten». Diese Forderung entsprang seinen sprachphilosophischen Interessen – in den siebziger Jahren aber, als die Lautlehre phänomenale Erfolge feierte, lag sie nicht im Trend der Zeit. Dies war einer der Gründe dafür, dass der Pionier der junggrammatischen Dialektologie, der Glarner Jost Winteler (1846-1929), sich mit dem Idiotikon nie anfreunden konnte. Heute aber werden die Verknüpfung der formal zusammengehörigen Wörter zu «Sippen», 19 die Sorgfalt der Bedeutungsentfaltung und die Ausbreitung der Synonymik als besondere Qualitäten des Schweizerdeutschen Wörterbuchs geschätzt, und so hängt sein Ruhm auch daran, dass es Toblers seinerzeit unzeitgemässen Ideen über mehr als ein Jahrhundert unverdrossen nachgelebt hat.

Rechenschaftsbericht Des Schweizerischen Biotikons, an Die Mitarbeiter abgestattet son Der Central - Commission, . Tofon lange fut at the mit the Litting import If wingsviffen Ventionafment betouch Tommiffion go Tringt, fully wif the Jufufo fin, sind in Son lingur Dislaw ithrofliffige and son Manigen bayafote Mobil go thin, forseft four Nant an all to gafterifun line no offentlif abjustation, all and mit Founda & Holy and Low and Wichilow gamenthen fofofingen go bons partion realise Office illight saif Jun Lovan auforse Ragullit vennighting bain Wha fallft not immer laborating ift, were at dow langer Lat Rubuslumiat gill. Ray briden Riftingen warden wis den Joseph am Juneliftighten secrifier Liver sine linkunlofa Wirfs zvilling in Gotforfur, walfar Mish mir wint in for linker underziefen, da f. J. Let Thiolibon fullft former; lif In Raim fir felifa anofifolishait winderigan fin raftur byighifur Droping religion f. G. som mit in the Upanizaviffan hafvargartung gumaft, Lamate Les singige dost gaginglish Sand, my winter yland, have manighant wit winnin nampeflow boughfails infrom Francis za exchafor. Junto Spoffer wir must Lie Galagarfait, god his Gafarretfait yn fgoarfan,

Abbildung 6: Einer der frühesten «Rechenschaftsberichte» an die regionalen Wörtersammler (undatierte Lithographie von 16 S., Slg. Haas)

18 F. STAUL

EIN SCHWEIZERISCH - ALEMANNISCHES LAUTGESETZ.

Dass die Kunde von dem Wiedererwachen dieser Zeitschrift in dem Lande, in welchem die Mundart ihr kräftigstes Regiment führt. indem sich ihr annoch alle Stände, selbst die Gelehrten nicht ausgenommen, unbedenklich fügen, mit besonderer Freude vernommen wurde, läßt sich wohl vermuthen. Der folgende Aufsatz möge als erster Gruss aus der Schweiz gelten. Er beruht auf einer Arbeit, durch welche — es sind nun zehn Jahre her — die Antiquarische Gesellschaft in Zürich den Anstoß empfieng, die Erstellung eines schweizerischen Idiotikons an die Hand zu nehmen. Hier wird dieselbe - was mir nicht ganz außer dem Wege zu liegen schien - gewissermaßen zum zweiten Male als einleitende Arbeit verwendet; doch nicht nur mit vermehrtem Materiale, sondern auch mit - so glaube ich - geläuterten Ansichten über die physiologischen Gründe. Es sind nämlich inzwischen die epochemachenden Untersuchungen Joh, Schmidt's über den indogermanischen Vokalismus an den Tag getreten, und in diesen hauptsächlich habe ich Belehrung und die Anregung zur Wiederaufnahme meiner Erstlingsarbeit geschöpft. Wolle der verliente Gelehrte den schuldigen Tribut des Laien sich auf diesem Wege gefallen lassen!

> Daß der Aufsatz durch Nebensächliches mehr geschwellt ist, als die Deduktion es erheischte, ist mir wohl bewußt. Theils konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, bei diesem Anlasse mit dem Reichthume unseres Sprachschatzes einigermaßen zu paradieren, um so weniger, als ich ja damit nicht über die Zwecke und Schranken der Zeitschrift hinaus gieng; anderntheils bedachte ich, daß der eine und andere Leser, welcher grammatikalischen Untersuchungen weniger Interesse abzugewinnen vermag, durch Häufung des Sprachmaterials entschädigt werden dürfte.

> Es sei noch bemerkt, dass alle die Wörter, welche durch Cursivschrift ausgezeichnet, als Schweizerdeutsch zu betrachten sind, gleichviel ob sie auch das Gut anderer Dialekte seien.

> Den schweizerischen Gymnasiasten muthet es beimelig an, wenn er vernimmt, daß das Maskulin zu πöν nicht πωνς, sondern πöς lantet, wie es dem Gebildeten überhaupt aufdämmern mußs, daß die erste, im Begriffe übereinstimmende Hälfte der mit Pas- (z. B. Pasigraphie) und mit Pan- (z. B. Pantograph, Pantheon) zusammengesetzten Fremdwörter auch physisch eins sei; — nennt ja auch bei uns der Sarganser seine Heimat Surgus, und in manchen Kantonen spricht man

Abbildung 7: Fritz Staub erklärte 1877 in einer der ersten «modernen» Arbeiten zum Schweizerdeutschen den «n-Schwund vor Reibelaut mit Ersatzdehnung», also Lautentwicklungen wie Anche > Aache ,Butter', heute als Staubsches Gesetz zitiert. Albert Bachmann ging in seiner Dissertation (1886) u.a. dem Verhältnis zwischen Ankche und Anche nach, der Form also, die erst dem Staubschen Gesetz unterliegen konnte

Einen andern Teil des Ruhms verdankt das Wörterbuch dem immer konsequenteren Einbezug des alten Wortschatzes, an dem die Antiquarische Gesellschaft verständlicherweise schon 1845 besonders interessiert gewesen war. Jacob Grimm hatte sie damals in ihrer Absicht unterstützt, den Wortschatz seit 1300 aufzunehmen. Bis dahin führte das grosse Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke, und gleichzeitig hätten die Patrioten so an die Heldenzeit der eidgenössischen Staatsgründung anschliessen können.

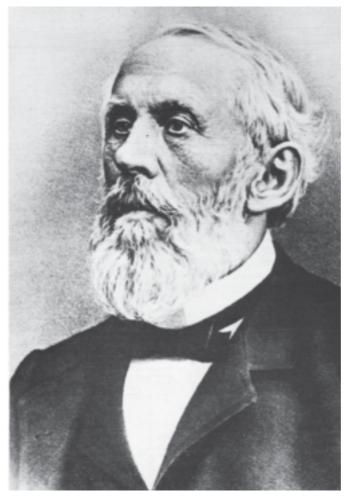


Abbildung 8: Ludwig Tobler (1827-1895)

Un man Sychlip gedanken ihr hie Melfore " he sportgriffer Hostotalo. (Sais the sail to y Aproit ray older and approaches informs). Sur his nother Tenting his Refundarials in the and minter and wife need favoration giver "fiel anders Grindfulge gellen all the his her sin-Listopen THE president gos lowersking Town werden, i. f. w wire bot pails make spile veriger, in Prof on Goon, molary with all five. What was be officeflight great he Junger & and Her fir his auforiningen an des fingelleitenge feitveife mappalend fin. In Juger werder affe Sie den Orford bergegebenne Temestingen ben Jullyteit befallen (natively metates materials in topicing in landleger fring , homeningate 5. 10. je fin de ningelsen Genefyein), in Cogolan also made for spelle sate Buttett and have grantiffe faringthe what wis wif in withingle flight Heavy In Bugaban, ingunaples go modifigion pia, alua in folgendes thisto: 40 1. Land - and bouncesageth wit might fire Juning Kil word may prom are de Belanterben mentings, wind also nin are after to finificating gatisfied western, wir is wiffinglaftlage totalitatigheit and language in away . Julyt abou and, his below thenky frigation warm notifically to winds for his hipsip. orderline pringlate in hillyake willefrey sid in Sport poper Medicials of prings and soficion, was said Jufely unpropriet as through the thirty moving and sing theright on bring night mast, ingress were themself you tantligen . formalifur theriander faller go latting and in the things and problight com tendesting our traiting he blodestuff in mirity expresses wire gerady's timing lif weefer. This got int theologing allgamine histories rang & & med by mother felite blinggafafet werden, outfor tother fin to be a grangett Fragished in file continuallister Heigh Sufolyd fed and five riche Minen Thrist ground Sufetyen trade , to lived suff in Good, dast for rate that ourlands them in fellow po the water in Relater and in Bushages , also and fronth line Lingle Mappine out defer fram winter of trop theology but diefen autop, waterfaled

Abbildung 9: Ludwig Tobler: «Unmaßgebliche Gedanken über die Methode des schweizerischen Wörterbuchs (Für die auf den 7. April nach Olten ausgeschriebene Conferenz)» (Manuskript, Archiv des Idiotikons)

Aber erst in den 1870er Jahren nahm man die furchteinflössende Exzerption der historischen Quellen zielstrebig an die Hand, von denen der grösste Teil damals noch nicht gedruckt vorlag (schweizerische Rechtsquellen waren z.B. noch kaum ediert). Die ersten Lieferungen des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm hatten seit 1854 vordemonstriert, wie ein Nationalwörterbuch in Bezug auf historische Tiefe und Ausbreitung der Belege auszusehen hatte. Das Verdienst der Begründer des Idiotikons war es, dass sie es wagten, dem Vorbild im Historischen nachzueifern, ohne die Sorgfalt im Semantischen aufzugeben, in der das Idiotikon dem Grimmschen Wörterbuch lange überlegen war.

Eine heroische Zeit

Historische Tiefe und semantische Breite haben ihren Preis. Dessen Höhe wird der Redaktion seit nunmehr 134 Jahren unermüdlich in Erinnerung gerufen. 1874 hatte der Bundesrat die erste Subvention gesprochen, schon 1877 wollte er Resultate sehen. Die Redaktoren jedoch sahen nur Lücken im Wortschatz und Löcher in der geographischen Abdeckung.

Einer neuen Herausforderung hatten sie sich zu stellen: der Auseinandersetzung mit den Forderungen der Geldgeber.

Zudem wollten die Behörden das Werk auf eine Weise verwirklicht sehen, die ihren Vorstellungen von einem Volksbuch entsprach, und dies führte schon 1875 zu einer heftigen Auseinandersetzung. Im Unterschied zum Deutschen Wörterbuch hatte das Idiotikon mundartlichen Wortschatz zu verzeichnen. Es mussten also grosse Mengen von gleichbedeutenden, aber lautlich abweichenden Wörtern aus allen schweizerdeutschen Mundarten in eine Ordnung gebracht werden, von Wörtern zudem, für die es keine traditionelle Schreibung und keine anerkannte «Leitform» gab. Natürlich wollte man Varianten wie etwa Gaas, Gees, Gäiss, Geiss, Goas... in ein und demselben Artikel behandeln, aber wie sollte das Stichwort heissen? Und wie sollte von den verschiedenen Varianten auf das Hauptlemma verwiesen werden? Die Redaktion entschied sich für das System, das wieder Johann Andreas Schmeller ersonnen hatte: Die lautgeschichtlich älteste Form wird zum Lemma, und die alphabetische Anordnung berücksichtigt nur die Konsonanten. Denn wie das Beispiel *Geiss* zeigt, sind die Konsonanten in den Dialekten stabiler als die Vokale, und wenn man die Wörter nach dem Konsonantengerippe alphabetisch anordnet, kommen die vokalisch variierenden Formen ganz von selbst nahe bei einander zu stehen (Abb. 10).

Ferner fasste Schmellers System gewisse Buchstaben zusammen (deshalb fand unser Germanistikstudent ja den Verweis auf den *Viertel* schon in den ersten Lieferungen, nämlich unter F), aber das System ordnete Zusammensetzungen und Ableitungen im Anschluss an das Grundwort an (deswegen bekam unser Germanistikstudent den *Viertel* erst richtig zu sehen, als das Wörterbuch achtzig Jahre nach dem Bestimmungswort *vier* endlich beim Grundwort *Teil* angelangt war). Und dass das Lemma *Teil* und nicht *Tel* lautet, liegt eben daran, dass *Teil* die ältere Lautung vertritt.

Ein Vorteil von Schmellers System ist, dass auf unzählige Verweise verzichtet werden kann. Ein Nachteil ist, dass hie und da einige Benutzer einige Wörter nicht finden. Dass der steuerzahlende Mann aus dem Volke in seinem Wörterbuch den *Viertel* unter *Teil* suchen sollte, das hielt der Bundesrat für eine Zumutung und drohte mit dem Entzug der Subventionen (Abb. 11).

Es wäre vermutlich kein nationales Unglück gewesen, wenn sich Bundesrat Knüsel durchgesetzt hätte, nur wäre das Idiotikon dadurch alles andere als weniger umfangreich geworden. Aber auch diese Gefahr aus dem Bundeshaus vermochte man abzuwehren. Als 1881 die erste Lieferung erschien und bereits 1884 der erste Band fertig vorlag, hatte die Redaktion nicht nur ein gewaltiges Material erhoben und verzettelt, sie hatte nicht nur die finanziellen Hindernisse überwunden und die Zumutungen einer besorgten Behörde zurückgewiesen, sie hatte auch manche dialektologische Grundlagen selber erarbeitet, sie hatte unter viel Zeitdruck und mit wenig Geld das Grundkonzept erstellt und die Details der Artikelgestaltung für die kommenden hundertdreissig Jahre festgelegt.

Und sie hatte in Jacques Huber von Frauenfeld einen Verleger gefunden, der «in dem Unternehmen keinen Gegenstand der Spekulation»²⁰ erblickte und sich 1880 verpflichtete, das Werk bis zur Vollendung zu betreuen. Erst im Dezember 2007 gelang Orell Füssli, dem enttäuschten erfolglosen Mitbewerber, durch den Aufkauf des Thurgauer Verlagshauses eine späte Rache.

Es war zweifellos eine heroische Zeit.

"Geiss"	
Gaass	
Gääss	
Gäiss	
Geess	
Gëiss	Lemma!
Goass	Das Konsonantengerüst entscheidet üher
	die Alphabetisierung!

Abbildung 10: Anordnung der Stichwörter und Auswahl der Lemmata im Idiotikon



Die milfen Vie dafen einluden, die simen Austrafiam dent Josephlori washrend mier vaillifen etworkeriung git huterziehen dent subsi milgen hund washlif hunen Monuyal ofert, mayonnaffen git Rertfu git ziefen, on sein al mie lebfuft betmissen Nimitan, seema die seitzen. Gestjaten den freibend man Month feetziefetzen und frie Monthfift mif die forweiftige nimen Australieg und sie sent den sein sent fillen der dent den sent den sent den den sent de sent den sent

Abbildung 11: Bundesrat Knüsel lehnt die vorgesehene Anordnung der Wörter im Idiotikon ab: «Wir müßen Sie daher einladen, die innere Anordnung des Idiotikons nochmals einer reiflichen Erörterung zu unterziehen und dabei auch noch andere bewährte Fachmänner, an denen unser Land wahrlich keinen Mangel hat, angemessen zu Rathe zu ziehen, da wir es nur lebhaft bedauern könnten, wenn die eidgen. Behörden Anstand nehmen sollten, ihre Beiträge an ein Werk fortzusetzen, das sie mit Rücksicht auf die so wichtige innere Anordnung als ein verfehltes Unternehmen zu betrachten sich genöthigt sähen.» (Brief vom 29.12.1875, Archiv des Idiotikons)

Heroen des Alltags

Staubs und Toblers Nachfolger Albert Bachmann²¹ hatte bei Tobler über ein dialektologisches Thema doktoriert, das mit dem Staubschen Gesetz zu tun hatte.²² Bachmann (Abb. 12) versah den Lehrstuhl für Germanische Philologie der Universität; in den fast vierzig Jahren, die er zusätzlich dem Idiotikon vorstand, brachte er das Werk endgültig auf den modernen Stand der Germanistik. Den veralteten Idiotismenstandpunkt warf er über Bord, aus dem Idiotikon sollte ein *Thesaurus* werden, der den Wortschatz möglichst vollständig dokumentierte. Er gründete eine dialektologische Schule, deren Absolventinnen²³ und Absolventen er für die eben aufblühende Dialektgeographie sensibilisierte, die Ergebnisse ihrer Dissertationen flossen in das Werk ein. Auch ihm sassen die Beschleuniger im Nacken, aber sein Nacken war breit; gelassen liess er das Werk immer umfangreicher werden, so wie es ihm seine Überzeugung gebot.

Jenen, die schon längere Texte mit Hilfe des Idiotikons bearbeitet haben, ist sicher aufgefallen, dass sie die ersten fünf Bände weitaus häufiger benützen, als die folgenden zehn – ganz einfach, weil die ersten fünf Bände Wörter mit 17 verschiedenen Anfangsbuchstaben enthalten, die folgenden zehn Bände bloss noch Wörter mit fünf verschiedenen Anfangsbuchstaben – ab Band 5 begann Bachmanns Konzept richtig zu greifen. Für seine Nachfolger wurden wesentliche Änderungen so unnötig wie unmöglich. So sind es vor allem drei Herausforderungen, denen sich die Redaktoren und Redaktorinnen seither zu stellen haben.

Erstens muss der wissenschaftliche Standard gehalten werden; das wurde schwieriger, weil die Universitäten die Prioritäten ihrer Curricula öfter geändert haben – trotzdem ist die Qualitätssicherung jene Herausforderung, der sich jede Redaktion am liebsten und am erfolgreichsten gestellt hat.

Zweitens muss die Finanzierung des Werks gesichert werden; das lag den Redaktoren in der Regel ferner, aber es gelang schliesslich immer wieder.

Drittens muss die tägliche Arbeit täglich bewältigt werden, ohne dass vom vorgezeichneten Weg abgewichen werden darf – und dies dürfte die härteste Herausforderung für einen Wissenschaftler sein. Erlauben Sie mir dazu eine Anekdote. In der 1981 erschienenen Festschrift zum Hundertjahr-Jubiläum der ersten Idiotikon-Lieferung waren dem damals vorletzten Chef-

redaktor nicht ganz anderthalb Zeilen gewidmet – anderthalb Zeilen! Es ist begreiflich, dass der Gelehrte, der dem Werk während mehr als dreissig Jahren gedient hatte, diese Behandlung ausgesprochen schäbig fand. Aber was hätte man tun können? Jener Chefredaktor hatte keine Lieferung versäumt und keine Skandale verursacht. Er hatte die Arbeit fortgeführt. Sein Verdienst bestand darin, unzählige eng bedruckte Seiten des Wörterbuchs verfasst, noch viel mehr mitgelesen und dabei die hohe Qualität seiner Vorgänger gehalten zu haben. Erst die mickrigen anderthalb Zeilen brachten ihm zum Bewusstsein, wie viel er für das Werk getan und wie wenig öffentlichen Ruhm er dafür zu erwarten hatte.²⁴

Solches zu ertragen darf man wohl auch als heroisch bezeichnen.

Ein ewiges Werk

An den Klagen über die lange Bearbeitungsdauer sind die Begründer nicht unschuldig. Sie nahmen die Sprache als etwas wahr, das in der Vergangenheit gewachsen war und in der Gegenwart einen Zustand zeigte, den man besser nicht allzu genau betrachtete. Die Sprache, die sie für beschreibenswert hielten, kam ihnen als etwas Abgeschlossenes vor, deshalb glaubten sie daran, dass auch ihr Werk innert einer bemessbaren Zeit abgeschlossen sein könnte.

Wenn das Idiotikon in einigen Jahren fertig sein wird, dann wird es mehr als siebenhundert Jahre Geschichte möglichst aller Wörter möglichst aller Regionen der deutschen Schweiz sorgfältig erforscht und dargestellt haben, und dies in bloss hundertsechzig Jahren – angesichts der Handvoll Leute, denen das zu verdanken ist, eine exzellente Leistung. Man darf ruhig noch einige Jahre daran hängen, damit auch die Massen der Nachträge zu den ersten Bänden «Volk und Gelehrten» zurückgegeben werden können. Die Retrodigitalisierung des Werks könnte die Benutzung sehr viel fruchtbarer machen, 15 und eine «Volksausgabe» würde gewiss zum Publikumserfolg. 26

Aber fertig werden wird das Idiotikon bloss als *historisches* Wörterbuch. Es wird einen monumentalen Sockel errichtet haben, von dem aus man wird daran gehen können, das je gegenwärtige Leben und Funktionieren des Wortschatzes

dieses Landesteils genauer ins Auge zu fassen. Diese Aufgabe wird nicht in so erstaunlich kurzer Zeit zu erledigen sein, wie der Aufbau des Fundaments, sie wird überhaupt nicht zu «erledigen» sein, denn die Beschäftigung mit dem Wortschatz ist eine Daueraufgabe. Das mag Finanzminister erschrecken, aber wer die Sprache als funktionierendes Kommunikationsmittel betrachtet, erschrickt eher vor der Idee, das Wörterbuch einer lebendigen Sprache könnte je beendet sein.



Abbildung 12: Albert Bachmann (1863-1934)

Das zukünftige Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache wird vielleicht weniger hübsch Lexikographisches Informationssystem zu den Sprachen in der Deutschschweiz heissen. Es wird zweifellos nicht mehr mit Hilfe unendlicher Zettelmassen erarbeitet werden, und das Buch wird nicht mehr das einzige und nicht einmal das durchwegs geeignetste Medium des Unternehmens sein.

Aber das ist nicht das eigentliche Problem, denn auch für neue Darbietungsformen wird gelten: Wörtersammlungen einer lebendigen Sprache sind Provisorien. Die Erforschung des immer fliessenden Wortschatzes und seine immer wieder vorläufige und immer fragmentarische Darstellung ist *tatsächlich* ein ewiges Werk – wie immer sie technisch gelöst werden wird. Sicher ist nur, dass sie ohne Lexikographen nicht auskommen wird, also müssten wir sie ausbilden,²⁷ sicher ist bloss, dass sie keinen Abschluss kennen kann, also müssten wir für Organisationsstrukturen sorgen, welche die Arbeit tragen können – mindestens solange, wie wir das Sprechen nicht verlernt haben.

Literatur

- Bachmann, Albert (1886), Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute, Diss, Zürich.
- Bachmann, Albert (1896), «Friedrich Staub» (Nekrolog), Separatum aus der *Neuen Zürcher Zeitung* [Archiv des Idiotikons].
- Baechtold, Jakob; Bachmann, Albert (1897), «Einleitung», in: Ludwig Tobler, *Kleine Schriften zur Volks- und Sprach-kunde*, Frauenfeld: Huber, S. vii-xvi.
- Bickel, Hans (2006), «Idiotikon digital: Überlegungen zu einer elektronischen Ausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 2006*, S. 13-26.
- Bigler, Niklaus (2007), «Als das Idiotikon in Druck ging. Kurzer Rückblick auf den Beginn einer langen Zusammenarbeit», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 2007*, S. 13-32.
- Chevalley, Hervé (2007), «Publication du Glossaire», in: Glossaire des patois de la Suisse romande, 107e et 108e rapports annuels 2005-2006, La Chaux-de-Fonds: Cour-

- voisier-Attinger, S. 3-9.
- Dalcher, Peter (1990), «Bemerkungen zum Publikationsrhythmus des Idiotikons», in: Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1990, S. 11-16.
- Dieth, Eugen (1953), «Albert Bachmann (1863-1934) und die schweizerdeutsche Mundartforschung», in: Orbis 2, S. 244-249.
- DWB = Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Berlin: Hirzel, 1854-1960 (33 Bände).
- Flüeler, Niklaus (Hg.) (1994), Geschichte des Kantons Zürich Bd. 3, Zürich: Werd.
- Haas, Walter (1981), Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Versuch über eine nationale Institution, Frauenfeld: Huber.
- Haas, Walter (1990), Jacob Grimm und die deutschen Mundarten, Wiesbaden: Steiner (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 65).
- Haas, Walter (Hg.) (1994), Provinzialwörter Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts, Berlin: de Gruyter (= Historische Wortforschung 3).
- Hass-Zumkehr, Ulrike (2001), Deutsche Wörterbücher, Berlin: de Gruyter.
- Hobsbawm, Eric J. (1977), Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848-1875, München: Kindler.
- Keckeis, Peter (Hg.) (1980), Damals in der Schweiz. Kultur. Geschichte, Volksleben der Schweiz in der frühen Photographie, Frauenfeld: Huber.
- Kluge (1995) = Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. 23., erweiterte Auflage, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin: de Gruyter.
- Landolt, Christoph (2003), Ein Schweizerdeutsches Handwörterbuch? Machbarkeitsstudie zum Projekt einer Kurzausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, Zürich: Schweizerdeutsches Wörterbuch.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1700/1983), Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, hg. von Uwe Pörksen, Stuttgart: Reclam (= Reclams Universalbibliothek 7987).
- Lutz, Markus (1835), Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. Supplement. Aarau: Heinrich Remigius Sauerländer, S. 460.

- Prospekt (1880) = Schweizerisches Idiotikon Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Prospekt, Frauenfeld: Huber [Archiv des Idiotikons].
- Schlaefer, Michael (2002), Lexikologie und Lexikographie, Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher, Berlin: Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 40).
- Schulenburg, Sigrid von der (1937), Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten, Berlin: Akademie der Wissenschaften (= Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 2).
- Schwyzer, Eduard (1910), «Fritz Staub, der Begründer des Wörterbuches der deutschen Mundarten der Schweiz», in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 55, Leipzig: Dunkker und Humblot, S. 624-630.
- Sonderegger, Stefan (1981), «Hundert Jahre Schweizerdeutsches Wörterbuch», in: *Neue Zürcher Zeitung* 31.7.1981.
- Staub, Friedrich (1877), «Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz», in: *Frommanns Deutsche Mundarten* 7 (NF 1), S. 18-35, 191-207, 333-389).
- Wanner, Hans (1962), «Aus der Geschichte des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: *Neue Zürcher Zeitung* 4.11.1962 [auch als Separatum].
- Wanner, Hans (1978), Das Schweizerdeutsche Wörterbuch, Zug: Zürcher.
- Willmann, Urs (1993), «Sauerstoff für eine Leiche», in: *Die Zeit* 8.1.1993

Anmerkungen

- 1 Ohne dass jedes Mal darauf verwiesen würde, stammen Angaben zur Geschichte des Idiotikons vorwiegend aus Haas (1981). Wichtige Grundlagen bilden Wanner (1962) und Wanner (1978).
- 2 Grundsätzlich dazu: Dalcher (1990).
- 3 Zu Staub: Schwyzer (1910); Bachmann (1896).
- 4 Schulenburg (1937), S. 8.
- 5 Hobsbawm (1977), S. 329f.
- 6 Haas (1990), S. 42ff.
- 7 Haas (1981), S. 20.
- 8 Noch dreissig Jahre vorher war etwa die Schleifung der Stadtbefestigungen nur positiv bewertet worden: «Die Schleifung der Schanzen der Stadt Zürich [...] wird der Stadt ein Mittel sein, sich nach allen Seiten hin auszudehnen und zu verschönern, und die gehässige Scheidewand zwischen Stadt und Landschaft, so wie jede Besorgniß heben, daß Zürich mit der Zeit die Attribute seiner vormaligen Selbstherrlichkeit wieder hervorrufen möchte. [...] Auf dem Rathhause wurde das bisherige alterthümliche Lokal des großen Raths in einen geschmackvollen kirchenartigen Saal verwandelt und in demselben eine Tribüne für die Zuhörer angebracht.» Lutz (1835), S. 460.
- 9 Laut dem Prospekt (1880) obliegt «den Söhnen des Landes die ernste Pflicht», das sprachliche Erbe in Ehren zu halten und es zur Anerkennung zu bringen, indem sie selber einsehen, «dass die Mundart nicht ein Wirrsal von Verdorbenheiten und Willkürlichkeiten, sondern gesetzmässiger als die Literatursprache, dass sie nicht sowohl ein notwendiges Uebel und ein Hemmschuh der Bildung, als vielmehr eine Quelle nationaler Kraft und germanistischer Wissenschaft ist.»
- 10 Haas (1981), S. 19.
- 11 Die beiden Kunstwörter beruhen auf griechisch idiotikós ,privat, gewöhnlich, ungebildet'.
- 12 Der zweite Band von Stalders Idiotikon ist «Seiner Herzoglichen Durchlaucht Georg, Erbprinzen zu Mecklenburg-Strelitz» gewidmet, der den Verfasser auf seiner Schweizerreise in Escholzmatt besucht hatte. Zu den Interessen der frühen Idiotismensammlungen s. Haas (1994).
- 13 Haas (1981), S. 40.
- 14 DWB 1, S. xvii.
- 15 Noch der Prospekt (1880) rechnete mit «zirka 40 Lieferungen», 2007 erschien die 214. Lieferung.
- 16 Jüngst dazu: Chevalley (2007).
- 17 Baechtold/Bachmann (1897), S. vii-xvi.
- 18 Leibniz (1700/1983).
- 19 Siehe den Umschlag des Programmhefts dieser Tagung!
- 20 Prospekt (1880); Haas (1981), S. 50ff., jetzt ausführlich Bigler (2007).
- 21 Dieth (1953).
- 22 Bachmann (1886).
- 23 In der Tat haben die Schülerinnen Bachmanns in der frühen Geschichte des Idiotikons wie in der schweizerdeutschen Dialektologie um 1900 eine wichtige, wenn auch wenig sichtbare Rolle gespielt, vgl. Haas (1981), S. 77. Nach dem Erscheinen der Idiotikon-Geschichte schrieb der Freiburger Germanist Eduard Studer an den Verfasser, seinen Schüler: «Andererseits fehlt mir eine kurze Würdigung der

- Leistung (nicht bloß der pekuniären Zurücksetzung) von Clara Stockmeyer [und] Ida Suter [...]. Sicher hatten die zwei Damen nicht das Format von Winteler und Brandstetter, speziell für das Idiotikon aber weit mehr Verdienst als jene, und dies hätte jetzt eine Erwähnung erfordert, denn nach weitern hundert Jahren wird ihnen niemand mehr eine Treueprämie an den Grabstein heften» (6.6.1981). Diese Anmerkung ist ein unzureichender Wiedergutmachungsversuch.
- 24 Diese Anmerkung ist ein hilfloser Entschuldigungsversuch gegenüber Hans Wanner (1905-1996), Chefredaktor des Idiotikons von 1951-1974. Noch dringender wäre eine Entschuldigung gegenüber Otto Gröger (1876-1953), der 1911 in die Redaktion eingetreten war und sie von 1934 bis 1951 leitete, aber aus undurchsichtigen Gründen nie offiziell zum Chefredaktor ernannt und jetzt in diesem Vortrag nicht einmal erwähnt wurde. Die noch lebenden Chefredaktoren können sich selber wehren, wenn nötig sogar gegen hyperoriginelle personality shows wie Willmann (1993).
- 25 Bickel (2006).
- 26 Landolt (2003).
- 27 Vgl. Hass-Zumkehr (2001), bes. Kap. 16; Schlaefer (2002), bes. Kap. 3.6.

Wörterbuchbenutzung im Spiegel der Anfragen an die Redaktion: Eine Analyse unter Einbezug der spezifischen Konzeption des Idiotikons

Hans-Peter Schifferle

Das Idiotikon erscheint in einer für ein wissenschaftliches Unternehmen sehr beachtlichen Auflage von 1500 Exemplaren, fast zwei Drittel davon (gegen 1000) werden von festen Abonnenten bezogen. Über die tatsächliche Nutzung des auch in den Lesesälen vieler Bibliotheken breit zugänglichen Bestands wissen wir aber wenig. Mein heutiger Beitrag kann auch keine Ergebnisse von eigentlicher Wörterbuchbenutzungsforschung auswerten, weil man zu solchen Daten nur durch gezielte Befragung tatsächlicher und potentieller Wörterbuchbenutzer kommt. Herbert Ernst Wiegand formulierte dazu einmal den folgenden Grundgedanken: «Wenn man Kenntnisse, insbesondere empirische, über den Wörterbuchbenutzer und die Wörterbuchbenutzung hat, kann man den Nutzungswert zukünftiger Wörterbücher erhöhen» («Zur handlungstheoretischen Grundlegung der Wörterbuchbenutzungsforschung», in: Lexikographica 3, 179). Solche Kenntnisse besitzen wir nur in Ansätzen. Das wenige, das wir wissen, stammt aber nicht zuletzt aus den Anfragen an die Redaktion, über die ich heute sprechen werde; hier eröffnen sich hie und da aufschlussreiche Einblicke in konkrete Nutzungszusammenhänge und noch öfter – ex negativo sozusagen - «Nicht-Nutzungszusammenhänge», die es sich lohnt, genauer anzuschauen.

Ich möchte meine Ausführungen in die folgenden vier Teilbereiche gliedern:

- 1. in eine inhaltlich-thematische Charakterisierung der Anfragen,
- 2. in eine Gruppierung der Fragen nach ihrer Herkunft (oder anders gesagt, nach den Fragestellern),
- 3. in einen Versuch, Zusammenhänge zwischen Bedürfnissen potentieller Benutzer und der spezifischen

- Konzeption des Idiotikons herzustellen, und
- in einen abschliessenden Blick auf die Art und Weise, wie wir den Erschliessungsauftrag verstehen und umsetzen.

Inhaltlich-thematische Charakterisierung der Anfragen

Anfragen nach sprachlichen Auskünften gelangen seit Bestehen der Wörterbuchredaktion ans Idiotikon. Während sich ihre Zahl mit dem Aufkommen von elektronischer Post und im Kontext eines selbstverständlich werdenden Anspruchs auf Online-Information massiv erhöht hat, sind sie ihrem Wesen nach die gleichen geblieben, was auch grundsätzlich von den von uns in diesem Bereich erbrachten Dienstleistungen gesagt werden kann.

Die folgende Übersicht zeigt die Ordner unserer internen elektronischen Antwortablage, in denen wir die nach unserem Ermessen aufbewahrungswürdige Antworten der letzten Jahre (zusammen mit den entsprechenden Anfragen) nach inhaltlichthematischen Kriterien zusammengestellt haben. Ich habe die Liste nach der aktuellen Grösse der Ordner sortiert:

- Bedeutung, Etymologie, Lautung, Verbreitung
- Namenkunde
- Morphologie, Mundartschreibung, Synonymik, Onomasiologie
- Sprichwörter, Redensarten
- Belegmaterial, Quellenlage
- Editionskommentare, Lesehilfe
- Idiotikon, Benutzung, Erwerb
- Literaturrecherche
- Volkskunde

Zuoberst steht der mit Abstand umfangreichste Ordner mit gegenwärtig gegen 400 Einträgen; er fasst unter der mehrteiligen Beschlagwortung «Bedeutung, Etymologie, Lautung, Verbreitung» den häufigsten Anfragetyp grosszügig zusammen, es sind Anfragen, die – immer vom Einzelwort ausgehend – meistens nach dessen «Herkunft» fragen, wobei – wie dieser und andere Ordnertitel deutlich machen – viele Anfragen mehrtei-

lig sind und die vielleicht primäre Frage nach der Herkunft oft auch semantische, geographische und weitere Aspekte enthält oder impliziert. In diesem Sinne will diese Liste auch nicht mehr sein als eine erste inhaltliche Sortierung in Gruppen, die – mit dem Anwachsen der Ordner – sicher auch thematisch geteilt werden müssten, was etwa für die ganz heterogene dritte Gruppe «Morphologie, Mundartschreibung, Synonymik, Onomasiologie» nötig sein wird, sie fungierte eben zunächst als blosses Sammelbecken für «Übriges».

Die gesammelten Anfragen zur «Namenkunde» bilden die zweitgrösste Gruppe, sie wurde im Februar dieses Jahres durch eine zweiwöchige «Namenaktion» bei Radio DRS 3 massiv geäufnet. Bei dieser sehr erfolgreichen Präsenz in einer breiten Medienöffentlichkeit – in reduziertem Umfang läuft das Projekt weiter – sind vier unserer Redaktoren über die Dauer von zwei Wochen insgesamt 16 Stunden vor dem Mikrofon gesessen und haben mehrere hundert Familiennamen gedeutet. Bei dieser Präsentation haben wir sehr darauf geachtet, die Erklärung der Namen ganz auf das im Idiotikon greifbare Erschliessungspotential zu konzentrieren.

Es folgen in dieser Übersicht die Ordner «Sprichwörter, Redensarten» und «Belegmaterial, Quellenlage». In letzterem finden sich Anfragen nach genaueren Angaben zu im Idiotikon abgedruckten Quellen oder solche nach Nachtragsmaterial. Diese Kategorie enthält den höchsten Anteil von Fragenden, die «wirkliche» Benutzerinnen und Benutzer des Idiotikons sind - Spezialisten, die in ihrer Recherche von bestehenden Wortartikeln ausgehen. Im Ordner «Idiotikon, Benutzung, Erwerb» geht es am häufigsten um einen Anfragetypus, der sich nach den Zugriffsmöglichkeiten im Internet erkundigt. Wenn der Ordner «Volkskunde» auf dieser Liste zuunterst steht, so heisst das nicht, dass uns kaum volkskundliche Anfragen erreichen, sondern nur soviel, dass wir diese Kategorisierungsmöglichkeit offensichtlich wenig nutzen (können) – wohl wegen ihrer Unschärfe –, denn sehr viele der an uns gelangenden Anfragen sind eben – nur neben anderem – auch volkskundlich relevant.

Aus dieser Themenübersicht möchte ich zwei konkrete Anfragen herausgreifen. Eine aus dem ersten Ordner, der, wie schon angesprochen, eine alphabetisch geordnete Liste von mehreren hundert «gefragten Wörtern» enthält, und eine aus der Kategorie «Lesehilfe», sie sollen stellvertretend stehen für fast täglich bei uns eintreffende vergleichbare Anfragen, die unsern Alltag als Lexikographen mitprägen.

Bedeutung, Etymologie,

se da 30.10 gäggeligääl von der Farbe der Excremente kleiner Kinder, auch eigelbfarbig' (ld. 2, 293), im Nachtragsmaterial u.a. 7.2 'senfgelb' (Zürichd.WB.), 'hellgelb' (Urner MWB.) 'leuchtend gelb' (Schaffh. MWB.) 5.20 munggelibruun 'undeutlich gewondene, meist nur noch scherzhaft gebrauchte Bezeichnung brauner Farbe, unbestimmt braun' (ld. 5, 649) 12.2 stifelisinnig 3.9.20

Abbildung 1: gäggeligääl und munggelibruun (verkürzter bzw. ergänzter Idiotikon-Befund)

Zum ersten Beispiel:

guten tag, idiotikon-team. ich bin auf der suche nach der bedeutung und der herkunft des begriffs gäggeligääl. ich bin in der ausbildung zur gestaltungspädagogin und habe den auftrag, mich mit einer farbe über längere zeit auseinander zu setzen. ich fand dieses wort gäggeligääl schon immer so kurios, dass ich mich entschied, mich mit dieser farbe auseinander zu setzen. doch bevor ich das tun kann, muss ich diese farbe zuerst definieren, und definieren geht nur, wenn man das wort kennt (herkunft, bedeutung usw.). vielleicht können sie mir ja helfen, dieses wort etwas besser zu verstehen. vielen dank, freundliche grüsse, f. k.

Wir beantworteten die Anfrage – wie in vergleichbaren Fällen üblich – mit einer erläuternden und kommentierenden Paraphrase des Idiotikonbefunds, in diesem Fall der Wort-

artikel gäggeligääl und äggeligääl in Band 2, die ich in der Abbildung 1 verkürzt wiedergebe: Die Bedeutung dieser in den 80er-Jahren des vorletzten Jahrhunderts lemmatisierten Formen wird zunächst so definiert: 'von der Farbe der Excremente kleiner Kinder', bei gäggeligääl (mit einer Variante gaggeligääl aus St. Gallen) 'auch eigelbfarbig'; diese zu einer Bedeutungsposition zusammengefassten Gelbschattierungen werden ergänzt durch einen Verweis auf munggelibruun. Schlägt man dort nach, findet man die wunderbar erhellende Definition 'undeutlich gewordene, meist nur noch scherzhaft gebrauchte Bezeichnung brauner Farbe, unbestimmt braun' und weitere Bedeutungsvarianten, von wo aus sich zwanglose Rückbezüge auf die Bedeutungen von gäggeligääl machen lassen. Als Ergänzung gaben wir in diesem Fall in der Antwort noch ausgewählte Hinweise auf in unserem Nachtragsmaterial befindliche spätere Definitionen von gäggeligääl, die mit eindeutigen Zuweisungen wie 'senfgelb' (im Zürichdeutschen Wörterbuch), 'hellgelb' (im Schaffhauser Mundartwörterbuch) oder 'leuchtend gelb' (im Urner Mundartwörterbuch) mehr oder weniger elegant und glaubhaft einen vielleicht komplexeren Befund verdecken (wie ihn etwa das Baseldeutsch-Wörterbuch liefert mit der Reihung: 'dottergelb, senfgelb, zitronengelb, auffällig gelb, unangenehm gelb'). Mit Hinweisen auf diese «schillernde Semantik» und auf einen möglichen Zusammenhang zwischen der auffälligen Form des Lexems und seiner wohl emotionalen Expressivität in der Bedeutung haben wir unsere Antwort geschlossen und sind der Ansicht, dass wir die Anfrage mit geringem Aufwand in wenigen Minuten mit unseren eigenen Materialien und ohne weitere Recherchen gut und umfassend beantworten konnten. Ein vielleicht besonderer Glücksfall bei dieser Anfrage war, dass wir der Fragestellerin Material liefern konnten, das zwar Vieles klärt und trotzdem – und das ist ja offenbar das Ziel der Fragenden – geradezu dazu einlädt, sich «über längere Zeit mit dieser Farbe auseinander zu setzen» («mit dieser Farbe» würden wir allerdings ersetzen durch «mit der Semantik dieses Wortes»).

Das zweite Beispiel, dieses aus dem Ordner «Editionskommentare, Lesehilfe», möchte ich gleich anschliessen, es ist eine Anfrage der Kantonalen Denkmalpflege Zürich, die uns Ende März erreichte:

Vor einiger Zeit wurde im Dachreiter des Amtshauses des ehemaligen Klosters Kappel eine Glocke «entdeckt». Bisher hatte sie keine grosse Beachtung gefunden, und nun stellte man fest, dass sie 1532 gegossen wurde, also kurz nach dem 2. Kappelerkrieg. Die Glocke trägt eine Inschrift in gotischen Minuskeln. Sie lautet (vorausgesetzt, ich habe alles richtig gelesen, aber ich glaube, das habe ich) so:

bettend übber djsro anno dom 1532 jar

So weit, so gut, aber was bedeutet *djsro?* Können Sie mir als erfahrene Idiotikonredaktoren Auskunft geben? Vielen Dank, R. B.

Ich nahm mich der Frage an, dachte kurz über mögliche flektierte Formen von *dieser* nach, verwarf diese Idee wieder, und vermutete – nachdem ich mir *djsro* als Minuskelfolge vorstellte – ganz spontan, es könnte dort vielleicht *djsch* (das heisst *Tisch*) stehen, und die ganze Glockeninschrift könnte dann etwa heissen: *Betet über Tisch!*

Das wäre vorderhand reine Vermutung geblieben, hätte ich nicht bei einem befreundeten Kunsthistoriker und Glockenexperten auf gut Glück nachgefragt. Der Zufall wollte es, dass er besagte Glocke, die gerade revidiert wird, wenige Tage zuvor fotografiert hatte und mir innert Minuten ein elektronisches Bild von Teilen der auch für ihn rätselhaften Inschrift zur Verfügung stellen konnte.



Abbildung 2: Ausschnitt aus der Inschrift einer Glocke von 1532 aus dem Amtshaus des ehemaligen Klosters Kappel (ZH)

Und es brauchte keine grossen Lesekünste, dass sich das rätselhafte *djsro* in ein – meine Vermutung bestätigendes – klar lesbares *dysch* verwandelte. *Dysch* ist zwar zunächst eine etwas eigenwillige Schreibung für *Tisch*, aber neben dem ebenso eigenwilligen *übber* oder *ubber* wird sie lediglich die entsprechend eigenwilligen Schreibkünste des Glockengiessers widerspiegeln.

Man könnte die Anfrage dadurch als beantwortet betrachten, aber eine singuläre Glockeninschrift mit der Aufforderung *Betet über Tisch* muss den Lexikographen doch noch näher beschäftigen:

Eine kurze Suche im Idiotikon fördert Folgendes zu Tage: Die Fügung über Tisch bätte ist unter den drei Stichwörtern über, bätten und Tisch jeweils ausführlich dokumentiert, und zwar mit der Bedeutung 'vor dem Essen beten', eine Bedeutung, die zusätzlich gestützt wird durch die an denselben Stellen dokumentierte Parallel-Fügung ab Tisch bätte mit der Bedeutung 'nach dem Essen beten'. Die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts fast ausschliesslich im Bereich der Zürcher Reformation bestens belegten Fügungen über und ab Tisch bätte sind im Idiotikon zuletzt noch aus der Mitte des 20. Jahrhunderts aus dem Zürcher Oberland dokumentiert (Stillen isch es, as wor de Vatter über Tisch bätte. Rudolf Kägi, Fäschttag, Winterthur 1953, 26).

Über Tisch bätte, vor dem Essen

Unter über (ld. 1, 56), bětten (ld. 4, 1829) und Tisch (ld. 13, 1908) dokumentierte Fügung

- mundartlich: aus dem 19. Jh. für die Kantone St.Gallen, Thurgau und Zürich, aus dem 20. Jh. für Sisikon (UR) und das Zürcher Oberland (Ruedi Kägi 1953)
- in der älteren Sprache seit der Mitte des 16. Jhs. (zwei Belege "Über tisch bätten", vier "Ab tisch bätten" und drei "Über und ab tisch bätten")

Unsere Antwort wurde selbstverständlich auch in diesem Fall hoch geschätzt. Der Zürcher Denkmalpfleger konnte die Inschrift *Betet über Tisch* direkt in Bezug setzen zur im Frühjahr 1533 von Heinrich Bullinger in Kappel eingerichteten ersten reformierten Lateinschule, die 1547 nach Zürich verlegt wurde, wenn er schreibt: «Möglicherweise rief das Glöcklein die Knaben zum Tischgebet und zu den Mahlzeiten.» Im Hinblick auf unser Material ist die besprochene Inschrift insofern noch besonders interessant, weil sie nun zeitlich unseren Erstbeleg für die Fügung *über Tisch beten* darstellt.

Das ausgewählte Beispiel kann eindrücklich zeigen, mit welcher Präzision das Idiotikon den Wortschatz auch im Hinblick auf die Syntax von Fügungen aufbereitet, hier mit der ausführlichen Dokumentation eines präpositionalen Phraseologismus mit einem nicht zuletzt frömmigkeitsgeschichtlich interessanten Erkenntniswert.

Herkunft der Anfragen

Ich komme nun zum Gruppierungsversuch der Anfragen nach ihrer Herkunft.

quantitative Analyse der Anfragen des letzten Jahres

Kategorie / Herkunft	Anzahl Anfragen	Aufwand in Std.
Private / Lalen	127	84
Wissenschaftsgemeinschaft	58	52
Massenmedien	27	97
Studierende / Schüler	- 11	7
Firmen	9	5
Mundartautoren	6	3
Total	238	248

Abbildung 4: Quantitative Analyse der Anfragen des letzten Jahres (März 2007 – März 2008)

Wie Sie Abbildung 4 entnehmen können, erreichten uns in diesem Zeitraum 238 registrierte Anfragen – das ist fast an jedem Arbeitstag eine –, und wir weisen für deren Bearbeitung 248 Arbeitsstunden aus, was für jeden der sechs Redaktoren rein rechnerisch etwas mehr als eine Arbeitswoche ausmacht. Wie Sie sehen, versuchen wir auch, die Anfragen verschiedenen Nutzerkategorien zuzuordnen. Die Tabelle enthält (wiederum geordnet nach der Zahl der Anfragen) die Einträge «Private/Laien», «Wissenschaftsgemeinschaft», «Massenmedien», «Studierende/Schüler», «Firmen» und «Mundartautoren». Die Zuordnung zu den Kategorien geschieht aufgrund von Anhaltspunkten, die wir dem E-Mail-Kontakt oder den andern Kontaktkanälen entnehmen können.

Ich muss in diesem Zusammenhang noch eine Klammer hinzufügen und darauf hinweisen, dass bei uns der weitaus grösste Teil der Anfragen auf schriftlichem Weg eingeht. Ausnahmen gibt es etwa bei den Kategorien Massenmedien, Wissenschaftsgemeinschaft und Mundartautoren, bei denen es oft telefonische oder direkte persönliche Kontakte gibt. Unsere Praxis steht dabei in klarem Gegensatz etwa zur Duden-Sprachauskunft, die heute eine halb-kommerzielle und ausschliesslich telefonische Beratung durch ein 12-köpfiges Team anbietet. Dort ist offensichtlich hauptsächlich schnell umsetzbares Wissen im Sinn einer Normabfrage gefragt - die Fragenden sind ja gerade am Schreiben und auf Sofortinformation angewiesen. Die Idiotikonredaktion beantwortet in langer Tradition nur schriftliche Anfragen. Der noch heute vorhandene Eintrag im Telefonbuch «telefonisch keine sprachlichen Auskünfte» ist viele Jahrzehnte alt und bezweckte seinerzeit, durch die Forderung nach Schriftlichkeit eine verbindliche Anfragesituation zu generieren, um im Gegenzug dauerhafte und auch differenzierte Information anbieten zu können. Bei uns sind deshalb Einleitungen von E-Mails wie die folgende nicht ganz unbekannt: «Erlauben Sie mir bitte, Ihnen auf diesem Wege eine Frage zu unterbreiten, Dr. St. hat mir empfohlen, mich notfalls an Sie zu wenden, allerdings mit dem Hinweis, dass Schriftlichkeit erforderlich ist.»

Wir sind zwar nach wir vor froh um den erwähnten Telefonbucheintrag; die heutige Situation hat sich aber – wie eingangs schon erwähnt – durch die neue Dimension der Schriftlichkeit E-Mail doch grundlegend verändert, indem nun auf diesem Weg früher im schriftlichen Verkehr kaum vorstellbare Ansprüche nach sofortiger Kurzinformation in grosser Zahl gestellt werden, die wir nur durch eine klare Beschränkung des dafür leistbaren Aufwandes bewältigen können.

Nach der Durchsicht der in der Tabelle verarbeiteten Materialien habe ich nun versucht, die Absender von Anfragen im Hinblick auf ihr Nutzerverhältnis zum Idiotikon näher ins Auge zu fassen. Die folgenden Gruppierungen mit Prozentangaben sind dabei als reine Annäherungsversuche zu verstehen:

Nur maximal zehn Prozent der in der Tabelle berücksichtigten Anfragenden werden für uns als tatsächliche (oder ausgewiesene) Benutzer des Idiotikons erkennbar, unter anderem an einleitenden Feststellungen wie: «Ich finde keinen Hinweis im Idiotikon».

Bei den übrigen 90 Prozent lassen sich drei ziemlich gleich grosse Gruppen unterscheiden: Etwa ein Drittel von ihnen kennt das Idiotikon (und weiss auch, wo es zum Benutzen stünde) – es sind oft Mehrfachfragende, auch solche aus der Kategorie der Wissenschaftsgemeinschaft. Dieses Drittel fragt lieber bei den Experten nach, bevor es das Wörterbuch selbst nutzt. Die Gründe für dieses Vorgehen sind wohl verschieden: Man traut sich vielleicht nicht zu, die gesuchte Information selbständig zu finden, und verlässt sich deshalb lieber gleich auf die sichere Expertenhilfe, oder man scheut schlicht die Mühe des Suchaufwands. Für ein weiteres Drittel von ihnen ergibt sich aus dem Kontext der Anfragen keine Möglichkeit einer näheren Zuordnung. Und für das letzte Drittel ist so gut wie sicher, dass sie von unserem Wörterbuch (über mediale Kanäle oder über die Homepage) nur die «Adresse» kennen. In den E-Mails erkennen wir diesen Nutzertyp meist an Formulierungen wie den folgenden:

- Ich weiss nicht, ob Sie auch Fragen wie die folgende beantworten: Was steht hinter allpott?
- Ist das allenfalls in Ihrem Mundartwörterbuch ersichtlich und wo ist dieses erhältlich und zu welchem Preis?
- Ich versuch's mal auf diesem Weg und hoffe, bei Ihnen werden auch Fragen beantwortet.
- Woher kommt Anke, woher moll f
 ür ja? Wie hat man

- Zutritt zum Schweizerischen Idiotikon?
- Gibt es eine Möglichkeit, Ihre Dienste zu nutzen, ohne dass die 17 Bände bestellt werden müssen? Ist dies nur von Fall zu Fall möglich, oder gibt es allenfalls ein Abo, welches gegen eine jährliche Gebühr den Zugriff auf Ihre umfangreiche Datensammlung ermöglicht?

In vielen Anfragen und Wünschen dieser letzten Gruppe wird aber mindestens ansatzweise erkennbar, dass trotz fehlenden konkreten Vorstellungen über unser Wörterbuch oft erstaunlich klare Vorstellungen darüber vorhanden sind, was man sich von unserer Information erwartet.

Besonders aus der Gruppe der Nutzer aus der Wissenschaftsgemeinschaft gibt es eine überschaubare Zahl von Personen, mit denen wir gerade jetzt in intensivem (und auch wiederkehrendem) Kontakt stehen oder gestanden sind. Diese präsentieren uns ihre Anliegen oft als Sammelanfragen, die aus arbeitsökonomischer Sicht hin und wieder gemeinsam mit den Bearbeitern direkt auf der Redaktion besprochen werden, um uns die schriftliche Ausformulierung der Hilfestellungen zu ersparen. Solche Kontakte hatten wir innerhalb des letzten Jahres verschiedentlich, ich zähle hier einige davon auf (ohne Anspruch zu erheben auf Vollständigkeit). Den folgenden Editionsprojekten lieferten wir in den letzten Monaten oder liefern gegenwärtig Hilfestellungen bei Kommentaren oder im Zusammenhang mit der Erstellung von Glossaren:

- Ulrich-Bräker-Edition (Universität Zürich; Alfred Messerli, Andreas Bürgi)
- Jakob Ruf, Kritische Gesamtausgabe (Universität Zürich; Hildegard E. Keller)
- Vadian-Edition (Bernhard Stettler)
- Editionen der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (verschiedene BearbeiterInnen)
- Bonstettiana-Edition (Peter Walser)

Zu weiteren wissenschaftlichen Projekten ergaben sich 2007 und 2008 intensivere Arbeitskontakte, u. a. zum Forschungsprojekt «Kulinarisches Erbe der Schweiz» (Verein, unterstützt u. a. von Bund und Kantonen; Projektleiter: Stéphane Boisseaux), zum vom italienischen Staat im Rahmen der Unterstützung von Minderheitensprachen geförderten Projekt «Sportelli linguistici Walser» (speziell im Pomatt) und zum Projekt «Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz» (von Helen Christen und Elvira Glaser).

Schliesslich fanden auch 2007 und 2008 mehrere Beratungen für regionale und lokale Wörtersammlungen statt. Mit den meisten Autoren der in den letzten beiden Jahrzehnten in grosser Zahl erschienen populären Mundartwörterbücher standen wir während ihrer Erarbeitung in mehr oder weniger intensivem direkten Kontakt, zuletzt etwa mit Walter R. Kälin (Einsiedler Wörterbuch, 2007) oder Röbi Brunner (Hoo, aseweg! Wörter, Ausdrücke, Redensarten im Obertoggenburg, 2007). Mit Leo Buchs führten wir Konzeptgespräche zu einem Jauner Wörterbuch, mit Cosima Bittmann besprachen wir ihre Gimmelwalder Wörtersammlung. Enge Verbindung bestand auch zu den Bearbeitern des Schaffhauser Mundartwörterbuchs (2003) sowie zur 2003 verstorbenen Emily Gerstner-Hirzel, deren Guriner Wörterbuch noch nicht erschienen ist.

Benutzerbedürfnisse und Wörterbuchstruktur

Ich möchte im Folgenden versuchen, einige Zusammenhänge zwischen den Bedürfnissen potentieller Benutzer und der spezifischen Konzeption des Idiotikons herzustellen.

Wie die meisten von Ihnen wissen, ist das Idiotikon nicht zuletzt auch ein Wörterbuch, das von Spezialisten für Spezialisten geschrieben wurde und wird. Es liegt auf der Hand, dass ein Wissensspeicher mit einem derart umfassenden Dokumentationsanspruch, wie ihn das Idiotikon hat, zu einem komplexen und vielschichtig strukturierten Wörterbuchtext führt. Positive Aspekte der in Abbildung 5 ganz kurz charakterisierten Organisationsebenen des Wörterbuchtexts, der Makrostruktur (sie regelt das System der Anordnung und die Reihenfolge der Stichwörter) und der Mikrostruktur (sie regelt die Form des Stichworts und die Artikelgliederung), sind ihre aus sprachwissenschaftlich-systematischer Sicht äusserst leistungsfähigen Ordnungspotentiale. Die Makrostruktur bringt es zustande, etymologisch und morphologisch zusammengehö-

rende Stichwörter gemeinsam zu präsentieren, was gegenüber dem gängigen normalalphabetischen Wörterbuch mit seiner isolationistischen Stichwortpräsentation viele Vorteile hat.

Schwieriger Zugriff auf komplexe Strukturen

- Anordnung und Reihenfolge der Stichwörter (Makrostruktur)
 - nicht normalalphabetisch, sondern als Glieder von Wortfamilien nach dem Konsonantengerippe des Stammwortes eingereiht
- Form des Stichworts und Artikelgliederung (Mikrostruktur)
 - Abstrakte (etymologisierende) Form des Stichworts eines variantenreichen, weder standardisierten noch normierten Wortschatzes
 - Oft large, durch die Fülle von Bedeutungspositionen, Verbreitungsangaben und Belegzitaten unübersichtliche Wortartikel

Abbildung 5: Charakteristika der Makro- und Mikrostruktur des Idiotikons

Es gibt aber in dieser Konzeption zur Darstellung des Wortschatzes auch grosse Nachteile: Die makrostrukturellen Anordnungsprinzipien sind heutigen Benutzern nicht geläufig, und im Bereich der Mikrostruktur ist es vor allem das Problem der abstrakten, etymologisierenden Ansatzform des Stichworts, welche einen standardisierten Zugriff über das Lemma massiv erschwert. Die angedeuteten Finde- und Identifizierungsprobleme stellen sich nicht nur den ungeübten Benutzern, sie sind auch für Fachleute immer wieder eine grosse Herausforderung. Bei Studierenden, die das Idiotikon neu zu benutzen lernen, konnte ich in der letzten Zeit häufig beobachten, dass die Suche nach Stichwörtern oft geprägt ist von wohl meist unbewussten, stark an der Standardsprache orientierten Erwartungen und Vorstellungen über eine mögliche Lemmaform und dass die Suchenden dabei zu vergessen scheinen, dass der im Idiotikon gesammelte Wortschatz aus über acht Jahrhunderten formal ausserordentlich variantenreich ist und weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart so etwas wie standardisierte oder normierte Leitformen der Verschriftung hervorgebracht hat.

Zu den Problemen des äusseren Zugriffs auf die Stichwörter kommen solche der inneren Erschliessung der komplexen Inhalte der Wortartikel, und es stellt sich in diesem Zusammenhang eine weitere wichtige Frage, nämlich diejenige, bis zu welchem Grad der vorhandene Wörterbuchtext die potentiellen Anfragen selbst beantworten kann.

Unsere Erfahrung mit den Anfragen macht uns immer wieder deutlich, dass – ganz unabhängig von der Nutzerkompetenz – ein breit ausgewiesener Bedarf besteht nach vertiefender, kommentierender und vernetzender sprachlicher und sachkultureller Information, die in vielen Fällen nicht allein aus den Wörterbuchartikeln zu gewinnen ist. Wir sind deshalb überzeugt davon, dass der Nutzung des Produzentenwissens und der Erfahrung der Wörterbuchmacher eine zentrale Bedeutung zukommt in diesem Wissenstransfer.

Wahrnehmung eines Erschliessungsauftrags

In einem letzten Punkt möchte ich noch kurz etwas sagen zur Art und Weise, wie wir den eben postulierten Erschliessungsauftrag verstehen und umsetzen.

Man könnte natürlich eine Grundsatzdiskussion darüber führen, inwieweit die Redaktion des Idiotikons einen Auftrag gegenüber der Öffentlichkeit wahrzunehmen hat, der über die Publikation des Wörterbuchtextes hinausgeht. Wir nehmen diesen Erschliessungsauftrag bisher und in langer Tradition sehr pragmatisch so wahr, wie er als Bedürfnis nach Hilfestellung an uns herantritt. Dass dieses Bedürfnis auch heute aktuell und vorhanden ist, habe ich mit meinen Ausführungen sicher zeigen können. Die Funktion unseres Instituts als Kompetenzzentrum für die Mundarten und die ältere Sprache der deutschen Schweiz ist in diesem Sinne auch für seine Zukunftsplanung unbedingt mitzuberücksichtigen.

Das Heranführen neuer Nutzerschichten an die selbständige und erfolgreiche Benutzung des Idiotikons kann durch eine Tagung wie die heutige sicher gefördert werden, konkreter noch und mit einer insgesamt beachtlichen Breitenwirkung aber gerade auch durch die geschilderte Öffentlichkeitsarbeit

der Redaktion im Umgang mit den Anfragen. Unsere Antworten und Hilfestellungen beinhalten deshalb wenn immer möglich nicht nur «richtige Lösungen» oder blosse Erschliessungshilfen, sondern wollen immer auch Anreize schaffen zur selbständigen Wörterbuchbenutzung. Mit den eben auf unserer neuen Homepage eingerichteten elektronischen Benutzungsanleitungen und Werkzeugen sollte diese Benutzung jetzt auch etwas einfacher möglich sein als bisher. Hans Bickel befasst sich in seinem Vortrag Die Erschliessung neuer Kanäle: die Volksausgabe des Idiotikons und «Idiotikon online» damit und mit weiteren digitalen Perspektiven zur Verbesserung der Direktzugriffe auf unser Wörterbuch. Der von mir geschilderte Austausch zwischen Anfragenden und Wörterbuchmachern liefert uns neben vielen Feedbacks, die wir für das Weiterschreiben des Wörterbuchs direkt nutzen können, gerade und immer wieder auch solche, die wichtig sind im Hinblick auf die Konzeption und Ausgestaltung dieser «neuen Kanäle».

Zum Schluss möchte ich im Namen der Redaktion des Idiotikons den Dank an unseren Trägerverein mit den Deutschschweizer Kantonen und ganz besonders an die SAGW dafür ausdrücken, dass sie uns unterstützen, die geschilderten Dienstleistungen zur Erschliessung des Idiotikons in so freier und unreglementierter Weise – an den Bedürfnissen der Öffentlichkeit orientiert und in ihrem Dienst – wahrnehmen zu können.

Die Sprache des Kalendermanns: Zur Kommentierungspraxis der «Historisch-kritischen Gesamtausgabe» (HKG) der Werke von Jeremias Gotthelf

Barbara Berger Guigon Christian von Zimmermann

Die Editionslage zu Jeremias Gotthelf muss einigermassen erstaunen, denn obwohl seine Romane und Erzählungen zum Kernbestand der deutschsprachigen Literatur der Schweiz gehören, ist weder eine Gesamtausgabe noch eine Teilausgabe der Werke mehr greifbar. Wenige Einzelausgaben existieren, die aber kaum den Ansprüchen an eine zuverlässige Textgestalt, geschweige denn an einen zur Vermittlung der historischen Texte tauglichen Kommentar gerecht werden – als Ausnahme wären die vier Erzählungen Elsi, die seltsame Magd, Trost, Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung und Ein Bild aus dem Übergang zu nennen, die Alfred Reber vergangenen Herbst sorgsam kommentiert und auf seriöser Textgrundlage herausgegeben hat.¹

Ein wesentliches Problem der heutigen Einzelausgaben ist. dass sie – wohl nur mit dieser einen Ausnahme – auf dem Text der vorliegenden - sämtlich unzuverlässigen - Gesamteditionen beruhen, von denen sie womöglich noch fehlerhaft abgeschrieben wurden. Walter Morgenthaler und die Herausgeber der nun entstehenden historisch-kritischen Neuedition haben wiederholt auf die Probleme gerade im Textbestand der von 1911 bis 1977 im Rentsch-Verlag erschienenen Sämtlichen Werke (hg. von Rudolf Hunziker u. Hans Bloesch)² sowie der von 1948 bis 1953 im Birkhäuser-Verlag publizierten Werke in zwanzig Bänden (hg. von Walter Muschg)³ hingewiesen und damit eine Diskussion vertieft, die auf das Erscheinen der ersten Bände der Sämtlichen Werke zurückgeht.⁴ Die Probleme reichen von Eingriffen in die Orthographie (besonders eine Normalisierung der Dialektschreibung), in die Zeichensetzung (zusätzliche Ausrufezeichen unterstützen hier den paränetischen Charakter mancher Kalendertexte) über Korrekturen des Dialekts bis hin zu komplexen Textkontaminationen, indem etwa aus einer handschriftlichen Vorlage und zwei abweichenden Druckfassungen eine Textfassung nach dem Geschmack der Herausgeber geschaffen wurde. Nicht immer werden solche Eingriffe so explizit benannt wie im Fall der Erzählung Der letzte Thorberger. Hans Bloesch führt aus:⁵

Für die Textgestaltung unserer Ausgabe der Novelle kamen [...] deren Erstdruck im Wanderer (1840) und die Bearbeitung für das dritte Bändchen der Bilder und Sagen (1842) in Frage. Gotthelf hat für diese Neuausgabe seinen Text gehörig gestriegelt, nahezu vierhundert Stellen geändert, unwesentliche Bemerkungen gestrichen, da und dort Worte und Sätze beigefügt. Da diese Änderungen fast ausnahmslos Verbesserungen sind, die dem Stil oder dem Verständnis des Inhalts zugute kommen, so bedeutete die Zugrundelegung des Textes von 1842 für mich eine Selbstverständlichkeit.

Ich habe infolgedessen Lesarten des Erstdruckes nur da aufgenommen, wo es sich um Berichtigung eigentlicher Fehler handelt. [...] Außerdem folgte ich dem Wortlaut des Wanderers an einigen wenigen Stellen, wo die Fassung der Ausgabe von 1842 entschieden weniger gut ist.

Bieten die vorliegenden Editionen fast ausnahmslos unzuverlässige Texte, so ist dieser schlechte Befund der Editionslage für die Kommentierung zu bestätigen. Ebenfalls fast ausnahmslos genügen die Kommentare nicht den Anforderungen, die heutige Leser an eine Edition stellen müssen, wenn sie sich auf den Weg zu Gotthelf begeben wollen.

Das Projekt der HKG

Am 1. November 2004 startete das erste von zwei parallelen Editionsprojekten, die sich als Pilotprojekte für eine umfassende historisch-kritische Gesamtausgabe verstanden. Ziel dieses Projektes war es, die sämtlichen Predigten und den Neuen Berner-Kalender von Jeremias Gotthelf zu edieren. Im

Rahmen einer Förderungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds (2004–2008) sollte diese Teiledition der besonderen Desiderata gemeinsam mit der parallel in Angriff genommenen Edition der politischen Publizistik (unter Leitung von Barbara Mahlmann-Bauer) zunächst abgeschlossen werden, um dann die Frage zu stellen, ob dies als Modell einer Gesamtausgabe dienen könnte. In unserem Fall mussten die Projektziele freilich hinter dem kulturpolitischen Willen des Kantons Bern zurückstehen, die Chance des Jubiläumsjahres zu ergreifen und bereits frühzeitig eine Gesamtedition zu planen. Da diese Aufforderung zugleich mit der Aussicht auf umfangreiche Beiträge zu einer Jeremias Gotthelf-Stiftung verbunden war, trat die Gesamtplanung in den Vordergrund, und insbesondere die Edition der Predigten musste zunächst zurückgestellt werden. Seit Juli 2006 allerdings hat die Jeremias Gotthelf-Stiftung in Bern ihre Arbeit aufgenommen, um die Editoren im Rahmen von Gemeinschaftsfinanzierungen mit anderen Mittelgebern dabei zu unterstützen, in einem Zeitraum von etwa drei Jahrzehnten schätzungsweise 67 Bände herauszugeben.⁶ Das Ziel ist die vollständige Edition der bekannten gedruckten und handschriftlichen Texte⁷ einschliesslich der Korrespondenz, wobei zusätzlich zum erstmaligen Druck bereits bekannter Handschriften die eigenen Recherchen der Editoren auch Ergänzungen hervorgebracht haben.

Die Edition des *Neuen Berner-Kalenders* in diesem Rahmen erscheint aus drei Gründen besonders wichtig. Zum einen gibt es nicht eine Edition eines herausragenden Volkskalenders, die auch dessen mediale Bedingungen abbildete, zum anderen ist gerade diese Edition in den *Sämtlichen Werken* in den Krisenzeiten um 1930 unter denkbar ungünstigen Bedingungen entstanden. Beständige Ermahnungen des Verlegers, der weder den Wert der Kalendertexte noch ihres Kommentars einsehen wollte, führten dazu, dass der Text unsorgfältig ediert und vollkommen unzulänglich kommentiert wurde.⁸ Vor allem muss die Neuedition drei grundlegenden Anforderungen gerecht werden:

1.) muss die Neuedition nach einheitlichen philologischen Prinzipien erfolgen und insbesondere Sprachstand und Orthographie, Stil und Struktur der Texte in der ursprünglichen Gestaltung und Schreibweise bewahren. Modernisierende Eingriffe in die Dialektschreibweise,⁹ Normalisierungen der sehr

deutlich vom Duktus mündlicher Rede geprägten Zeichensetzung oder Kontaminationen aus verschiedenen Bearbeitungsstufen eines Textes sind durch eine konservierende Wiedergabe der Textzeugen sowie eine genaue Nachzeichnung der Textgenese zu ersetzen.

- 2.) ist erstmals der bekannte gedruckte und handschriftliche Textbestand vollständig zu edieren. Neben dem Erstdruck werden deutlich abweichende Vorfassungen gleichberechtigt mit den Kalenderdrucken ediert, ebenso spätere Bearbeitungen etwa der Kalendererzählungen *Mordiofuhrmann*, *Der grosse Kongress auf dem Kasinoplatz*, *Wer lügt am besten?* Kleinere Abweichungen späterer Drucke werden dagegen im Apparat jeweils im Detail verzeichnet.
- 3.) soll die Edition den historischen, medialen und sprachlichen Kontext des *Neuen Berner-Kalenders* durch geeignete Repräsentationsformen erhalten und etwa die vollständige Faksimilierung der Quartheftkalender einschliesslich Kalendarium, Illustrationen, Anzeigen, Markttagen, Postverbindungen, Aderlasskalender zusätzlich zur eigentlichen Textedition bieten. Ferner ist die systematische Vernetzung der Kalendertexte durch Kommentarverweise mit der Berner Presse der Zeit angestrebt.¹⁰

Aufgaben und Ziele des Kommentars

Zunächst einmal geht es überhaupt um eine adäquate Kommentierung des Kalenders und seiner Texte. Als Jeremias Gotthelf den Jahrgang 1840 des *Neuen Berner-Kalenders* übernahm, bestand dieser bereits in zwei Ausgaben auf die Jahre 1838 und 1839. Die 'Bernerische Gemeinnützige Gesellschaft' hatte bereits seit 1834 das Projekt eines eigenen, nach den volkspädagogischen Zielen der Vereinigung aufgebauten Kalenders verfolgt. Das Erziehungsdepartement in Bern konnte für die Idee gewonnen werden, zumal der Regierungsrat Johann Schneider im Departement selbst Mitglied der Gesellschaft war. Hierzu hatte man auch den aus Magdeburg stammenden schweizerischen Volksschriftsteller Heinrich Zschokke angefragt, der von den ökonomischen Erfordernissen bis hin zur Frage nach den Kalendermaterialien und der notwendigen Anonymität des Kalendermannes wesentliche Hinweise zu den

Publikationsbedingungen eines Kalenders geben konnte. Vor dem Hintergrund der ausführlichen Kalenderdebatte, die seit 1834 geführt worden war, enttäuschen die beiden ersten Jahrgänge des *Neuen Berner-Kalenders* auch den heutigen Leser. Überwiegend kompilatorisch aus besseren und schlechteren Volksschriften und Kalenderhistörchen zusammengestellt, präsentierte sich der Kalender nicht einmal auf der Höhe des beim lesenden Publikum beliebten Berner Konkurrenten, dem Berner *Hinkenden Bott.* ¹²

Nachdem Gotthelf den Kalender übernommen hatte, änderte sich dies von Grund auf. Mit dem volksschriftstellernden Lützelflüher Pfarrer nahm ein Mann die Arbeit auf. der dem Kalender auch programmatisch ein eigenes Gesicht gab und dieses Programm einer christlichen Lehrabsicht ohne Predigtton im Kalendertraktat Der Glaube den Lesern auch darlegte. Der neue Kalender war nun in den Erzählungen literarisch anspruchsvoller als die Konkurrenz, in der christlichen Belehrung theologischer als die so genannten 'christlichen Hausfreunde', also die Kalender aus dem Umkreis der Erweckungsbewegung. 13 und der Kalender war dazu satirisch, unterhaltsam und erfüllte alle Ansprüche an einen Volkskalender, der ja auch ein Kalendarium bieten, Aderlasstage bezeichnen und Markttage auflisten sollte. Der Kalendermann, also die Erzählinstanz im Kalender, die durch einen spezifischen Publikumsbezug des konkreten Kalenders bestimmt wird, aber auch explizit in Erscheinung tritt, bemüht sich dabei um eine populäre Schreibweise, die er insbesondere dadurch erreicht, dass er die Grenze zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit durchlässig hält. Der Kalendermann 'plaudert' mit seinen Lesern und Hörern, und diese Mündlichkeit gehört zum Rahmen, in welchem der Kalender rezipiert worden ist, denn es ist wohl davon auszugehen, dass der Kalender vielfach als Vorlesebuch in nicht durchgängig lesekundigen Haushaltungen benutzt wurde. Vor allem aber lässt er auch seine Figuren plaudern und gibt diesen in ihren Wortgefechten durch seine genaue Kenntnis der mündlichen Diktion dialektaler Rede eine Plastizität, wie sie selten im Kalender zu finden ist. 14 Seit dem Neuen Berner-Kalender für das Jahr 1841 kam noch ein weiteres Element hinzu: der Jahresrückblick, in welchem Gotthelf anders als die meisten Kalender nicht politische und kuriose Nachrichten aus fernen Ländern zusammentrug, sondern eine kritische Revue

der politischen Entwicklungen in der Schweiz bot, zuerst der Ereignisse um den Zürichputsch. Vergleicht man diese Texte mit den Quellen, so ergibt sich aus den so genannten *Kuriositäten* ein kritischer Pressekommentar, der nur dann verständlicher wird, wenn die Presseberichterstattung des in den *Kuriositäten* behandelten Kalenderjahres sowohl in ihren Grundtendenzen und Schwerpunkten allgemein charakterisiert als auch in den konkreten Detailbezügen aufgezeigt wird.

Keiner der hier genannten charakteristischen Züge des Kalenders lässt sich ohne eine ausführliche Kommentierung in der neuen Edition erkennbar machen. Im Gegenteil: In vielen Sachbezügen und gerade in der Erklärung dialektaler Redewendungen oder etwa landschaftlich bezogener fachsprachlicher Begriffe bilden die Kommentare grundlegende Zugänge zum Verständnis der Kalendertexte. Zur Erkenntnis der eigentlichen Charakteristik des Neuen Berner-Kalenders ist es darüber hinaus notwendig, die Prätexte der Kalendertexte etwa in der Tagespresse nachzuweisen, den Vergleich mit anderen Kalenderproduktionen in den Kalender einzuarbeiten, um das spezifische Profil des Neuen Berner-Kalenders in allen Kalenderrubriken von den Anekdoten über die 'gemeinnützigen' Mitteilungen bis hin zu den anspruchsvolleren Erzähltexten nachvollziehbar machen zu können. Dabei bietet die Kommentierungsarbeit für Gotthelfs Texte wichtige Einblicke in die Textgenese, wenn eine Kleinanzeige im *Intelligenzblatt*, eine selbst schon 'kuriose' Nachricht im Berner Verfassungsfreund, im Berner Volksfreund, im Schweizerischen Beobachter oder in der Allgemeinen Schweizerzeitung, eine Erzählung in einem der vielen Schweizer Volkskalender oder aber die Volkserzählung von einem Bachungeheuer den Keim für eine dann breit ausgesponnene satirische Erzählung Gotthelfs bieten. Der Kommentar ist so einerseits Verständnishilfe, andererseits ein zentraler Hinweis auf den Arbeitsprozess. Im Einzelnen umfasst die Edition die Kommentierung Geographisches und Topographisches, Personennamen, sonstige Realien, historische, literarische und kulturelle Kontexte, Quellenangaben, Biblisches und Theologisches. Auf der sprachlichen Ebene werden neben allgemeinen dunklen Ausdrücken, fremdsprachlichen und fachsprachlichen Begriffen insbesondere Dialektausdrücke und -passagen übersetzt. Dieser Sprachkommentar macht etwa 20 Prozent des Gesamtkommentars aus.

Dialektgebrauch im Kalender

Gotthelfs Kalendertexte weisen nicht nur absolut einen hohen Dialektanteil aus, sondern auch im Vergleich mit anderen Kalendern der Zeit, etwa dem Berner und Basler 'Hinkenden Boten'15 oder, besonders interessant, im Vergleich mit den beiden Jahrgängen des Neuen Berner-Kalenders, die vor Gotthelfs Redaktionszeit herausgegeben wurden. 16 Etwas vereinfachend kann gesagt werden, dass der Dialektgebrauch in den eben genannten Volkskalendern durchgängig an typische Kontexte gebunden ist und spezifische Funktionen erfüllt. So wird der Dialekt auffallend oft im Rahmen von Witzen und Anekdoten oder allgemein in humoristischen Kontexten verwendet. Dies tritt besonders deutlich in Textstellen zutage, wo mit dem Wechsel zwischen Schriftdeutsch und dialektaler Mundart gespielt wird, wobei den schriftdeutschen Passagen ieweils der ernste, verbindliche Part zukommt, während die Mundart zur Vorführung von Komischem eingesetzt wird. Weiter besteht eine Korrelation von Dialektgebrauch und direkter Rede. Noch nicht hinreichend geklärt ist, ob ein signifikanter Zusammenhang besteht zwischen dialektaler Figurenrede und dem sozialen Status bzw. dem Geschlecht der entsprechenden Figuren, aber immerhin weisen einige Textstellen in diese Richtung. Eine weitere wichtige Funktion des Dialektgebrauchs in Kalendertexten dürfte in der beabsichtigten Leserbindung bestehen. Viele Volkskalender richteten sich an ein regionales Publikum, das durch den gezielten Einsatz dialektaler Wendungen noch zusätzlich umworben wurde. 17 Der Dialekt findet oft auch im Rahmen von abgedruckten Volksliedern oder Gedichten Eingang in den Kalender.

Diese Beobachtungen treffen auch auf Gotthelfs Kalendertexte zu, jedoch geht sein Dialektgebrauch über die beschriebenen Domänen des Dialekts in der Sprache des Kalendermanns hinaus. Der Versuch, Gotthelfs Texte hinsichtlich des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache zu gliedern, ergibt eine Einteilung in drei Textgruppen.

Eine erste, genau abgrenzbare Gruppe umfasst die regelmässig wiederkehrenden Kalendertraktate, in denen Gotthelf Themen wie den Glauben, die Liebe, Hoffnung sowie weitere christliche Tugenden verhandelt. Zu dieser Gruppe gehören ausserdem die kommentierenden Jahresrückblicke (*Kuriositä*-

ten), die ebenso wie die Kalendertraktate fast vollständig in der Schriftsprache verfasst sind und nur einzelne, ganz gezielte Dialektausdrücke enthalten.

Eine zweite Gruppe versammelt Texte, die nahezu ausschliesslich im Dialekt stehen. Es handelt sich hierbei insbesondere um kürzere Texte, in denen Gotthelf die Verhältnisse rund um die Stadtberner Burgerhäuser aufs Korn nimmt. Diese Texte weisen in der Regel eine dialogartige Struktur auf, was Gotthelf erlaubt, seine Figuren sprechen zu lassen. Die schriftdeutsche Umrahmung der Texte dient dabei weniger dem Kommentar der Handlung als der blossen Situierung des Gesprächs. Zu dieser Gruppe gehören weiter die Satire Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern, die ausschliesslich in Dialekt geschrieben ist, obwohl auch längere Abschnitte ohne Figurenrede auskommen, sowie die Erzählung Wie ein Welsch Wein verkauft, die in einem Mischdialog berndeutsche Passagen, französische Redewendungen und französisch eingefärbte berndeutsche Rede versammelt.

Ein Grossteil von Gotthelfs Kalendertexten gehört der dritten und letzten Gruppe an. Schriftsprache und Dialekt stehen hier in einem relativ ausgewogenen Verhältnis und wechseln sich oft unvermittelt ab, teilweise gar mehrmals innerhalb eines Satzes. Anders als in dem eingangs skizzierten Dialektgebrauch anderer Kalender der Zeit sind hier die dialektalen Stellen nicht nur an die genannten Kontexte gebunden, sondern es kommen weitere Elemente zum Tragen wie etwa die für Gotthelf besonders typische Praxis, auch die indirekte Figurenrede im Dialekt gleichsam wiederzugeben. Dies führt unter anderem zu der berühmten Plastizität von Gotthelfs Texten, wodurch die Übergänge zwischen Erzählerrede und Figurenrede durchlässig werden und der Eindruck einer besonderen Nähe zwischen Erzähler und Welt der Figuren erreicht wird. Dass Gotthelf dabei die feinsten Dialektvarianten zu berücksichtigen und abzubilden wusste, trägt das seinige dazu bei. Demgegenüber wird neben der gewöhnlichen Handlungsbeschreibung die Schriftsprache hauptsächlich für wertende Kommentare des Kalendermanns verwendet oder um bestimmten Aussagen besonderen Nachdruck zu verleihen. Während manchmal der Wechsel zwischen Schriftsprache und Dialekt funktional eingesetzt wird, bleibt allerdings häufig das Motiv für die Dialektverwendung gerade der Einzelbegriffe

unklar, so dass sicher auch von einer nicht nur kontrollierten Sprache des Kalendermanns auszugehen ist.

Der als Brief einer Kuh an den Kalendermann eingerichtete Text *Die ehrsame Frau Kleb an den Kalendermacher* enthält eine Passage, an der sich einige der oben genannten Elemente stellvertretend für zahlreiche andere Kalendertexte veranschaulichen lassen.

Er hatte ein abschyniges, abgeschleipftes Heimethli, wo die Kabisstorze nicht dicker werden, als ein Geiselstecken, und d'Bohne übers anger Jahr nit füre möge; wo, wenn drei Erdäpfel unter einer Staude sind, z'Mütti d'm Aetti rüft, er söll cho luege, es gäb b'sungerbar wohl; wo, wenn einist z'Gras über d'Schärhüfe ufwachst, z'Großmütti schreit: Herr Jses, Jses, was git's äch! Bi mym B'sinne het me numme einist d'Schärhüfe vor em Gras nit g'seh, u du sy bal d'Franzose cho, die Ufläth! Ein Mistloch war vor dem Stall, es wäre einem Kindbettimannli, das von der Kindbetti heimkömmt, für einist z'ch[l]yns gsy. 18

Die im Dialekt stehende indirekte Figurenrede, der abrupte Wechsel von Schriftsprache und Dialekt mitten im Satz, der Gebrauch typischer regionaler Ausdrücke, die der Leserbindung dienen mögen, sowie die Verwendung dialektaler landwirtschaftlicher Begriffe in ansonsten schriftsprachlich formulierten Sätzen – dies alles trägt zum spezifischen Charakter der dritten Textgruppe bei. Ebenso dürfte es kein Zufall sein, dass auch hier Dialekt und humoristischer Kontext zusammenfallen.

Diese Textstelle bietet aber auch Hinweise auf die Bedeutung eines Sprachkommentars. Obwohl die Passage für Berndeutsch Sprechende grossteils verständlich ist, enthält sie gewisse Schlüsselwörter, die zum Verständnis der Pointe unbedingt bekannt sein müssen, nämlich «Schärhufe» und «Kindbettimannli». «Schärhufe» heisst Maulwurfshügel¹⁹ und ein «Kindbettimannli» ist gemäss *Idiotikon* ein «Vater eines neugeborenen Kindes, bes. insofern er zu Gevatter bittet oder den Taufschmaus gibt».²⁰ Demgegenüber erweist sich hier Bee Jukers Übersetzungsvorschlag «Vater eines Täuflings»²¹ als zu knapp, da Gotthelfs karikierende Beobachtung daraus nicht direkt nachvollziehbar wird, dass Kindbettimänner ob

der finanziell fordernden Zeit unmittelbar nach der Geburt eines Kindes bisweilen eine etwas kümmerliche Erscheinung abgeben. Gerade diese Wörter gehören aber nicht mehr zum aktuellen Wortschatz von Berndeutsch Sprechenden und wären etwa entsprechend den Angaben des *Schweizerdeutschen Wörterbuches* in einem Sprachkommentar zu verzeichnen.

Sprachkommentar

Für die HKG stellen sich die Probleme freilich etwas anders, denn die Ausgabe soll – wie die edierten Werke zu Lebzeiten ihres Autors – im gesamten deutschen Sprachraum rezipiert werden können. Heutige Berndeutsch Sprechende genügen insofern nicht als Massstab. So setzt sich die HKG zum Ziel, sämtliche nicht unmittelbar verständlichen Ausdrücke zu übersetzen und zu erklären. Die integralen Übersetzungen der Dialekttexte sollen deren Lektüre allerdings keineswegs ersetzen. Nicht nur dürfte es unmöglich sein, den Wortwitz und die Trefflichkeit der dialektalen Stellen bei Gotthelf adäquat abzubilden, sondern es ist auch durchaus im Sinne der Editoren, dass die Texte in ihrer ursprünglichen Gestalt gelesen werden, wobei der Kommentar als Hilfestellung dienen kann, diese möglichst genau nachzuvollziehen.

Für das Kommentierungsvorgehen hat es sich bewährt, neben den eher zurückhaltenden Kommentaren der Sämtlichen Werke²² mit Hilfe der wenigen handlicheren Wörterbücher, die überhaupt vorliegen, zunächst eine erste Übersetzung zu erstellen. Dazu gehören das 1972 im Rentsch-Verlag erschienene Wörterbuch zu Gotthelfs Werken von Bee Juker²³ bzw. dasjenige von Albert von Rütte, erschienen 1858 im Julius-Springer-Verlag,²⁴ sowie der Band Lützelflüh von Emanuel Friedlis volkskundlichem Werk Bärndütsch als Spiegel berndeutschen Volkstums, erschienen 1905 bei Francke.25 Nicht selten führen auch das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm²⁶ und die Oekonomische Encyklopädie von Johann Georg Krünitz²⁷ zu wertvollen Hinweisen, deren digitale Versionen die Benutzung erheblich beschleunigen und erleichtern. Während Friedlis Werk nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet ist und Wörter im Rahmen der entsprechenden Kontexte erklärt werden, geben von Rütte und Juker nur in wenigen Fällen Hinweise zur konkreten Verwendung von Wörtern an. In der Regel beschränken sich die Worterklärungen auf die gebräuchlichsten hochdeutschen Entsprechungen und vermögen so den Anforderungen an einen Sprachkommentar längst nicht in allen Fällen zu genügen.

Die wichtigste Referenz für unsere Kommentierungsarbeit besteht selbstverständlich im Schweizerdeutschen Wörterbuch. Das Register leistet hier gute Dienste, rasch zur gewünschten Stelle zu finden. Weiter kommt der Arbeit an den von Gotthelf verfassten Kalenderjahrgängen zugute, dass für die im Schweizerdeutschen Wörterbuch angegebenen berndeutschen Varianten Gotthelfs Werke eine der wichtigsten Textgrundlagen darstellen. Darüber hinaus profitieren wir von der Differenziertheit der einzelnen Artikel des Idiotikons: Anders als in den erwähnten Wörterbüchern wird im Schweizerdeutschen Wörterbuch anhand zahlreicher Belegstellen ein umfassendes Bild möglicher Bedeutungen und Verwendungszusammenhänge skizziert.

Die Komplexität des *Idiotikons* sowohl in inhaltlicher als auch formaler Hinsicht führt jedoch oft zu langwierigen Recherchen, welche durch die in den neueren Bänden eingeführten Inhaltsüberblicke und Register freilich teilweise erleichtert werden. Eine Digitalisierung des *Schweizerdeutschen Wörterbuches* etwa nach dem Vorbild des *Deutschen Wörterbuches* könnte die Nutzbarkeit des *Idiotikons* insgesamt erheblich verbessern.

Für die Kommentierung der Sprache des Kalendermannes in der HKG liefert das vorangeschrittene *Idiotikon* heute eine weit bessere, unverzichtbare Basis. In einer 'verwöhnten' Gegenwart, in welcher wichtige Quellentexte und Lexika elektronisch durchsuchbar sind und online frei und schnell zur Verfügung stehen, wächst selbstverständlich auch der Wunsch nach einer zeitgemässen digitalen Aufarbeitung der Schätze des *Idiotikons* – nicht zuletzt als ein Faktor der Zeit- und Kostenersparnis in den nutzniessenden Projekten.

Anmerkungen

- 1 Jeremias Gotthelf (2007), Elsi, die seltsame Magd. Und andere Geschichten aus dem Übergangsjahr 1798. Nach dem Text der Erstdrucke. Hg. von Alfred Reber. Bern: Ott.
- 2 Jeremias Gotthelf (1911-1977), Sämtliche Werke in 24 Bänden [und 18 Ergänzungsbänden]. Hg. von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg u. Werner Juker. München, Erlenbach-Zürich: Rentsch.
- 3 Jeremias Gotthelf (1948-1953), Werke in zwanzig Bänden. Hg. von Walter Muschg. Basel: Birkhäuser (auch Grundlage für die Ausgabe im Taschenbuch bei Diogenes)
- 4 Vgl.: Walter Morgenthaler (2005), «Auf dem Weg zum Original. Nachträgliches zum Gotthelf-Gedenkjahr». In: *TextKritische Beiträge* 10, S. 145–149; ders. (2006), «Anforderungen an eine Gotthelf-Ausgabe». In: Barbara Mahlmann-Bauer u. Christian von Zimmermann (Hg.): *Jeremias Gotthelf Wege zu einer neuen Ausgabe*. Tübingen: Niemeyer (Beihefte zu Edition 24), S. 3–15; Christian von Zimmermann (2006), «Geistliche Rede weltliche Predigt. Ausblick auf die Edition der Predigten und Kalenderschriften». In: Ebd., S. 27–45.
- 5 Gotthelf (1928), Sämtliche Werke (wie Anm. 2), Bd. 16 (hg. von Rudolf Hunziker), S. 478. Dieses Vorgehen ist durchaus repräsentativ. Sobald mehrere Versionen eines Textes vorlagen, haben sich die Herausgeber in aller Regel nicht dafür entschieden, einer der Fassungen konsequent zu folgen, sondern aus zwei oder mehr Fassungen Elemente zu vermischen. So folgt Hunziker etwa im selben Band der späteren Fassung der Erzählung Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen (1851), möchte aber gewisse Passagen und vor allem dialektale Wendungen aus der ursprünglichen Fassung (1838) beibehalten. Dass Gotthelf dabei in unterschiedlichen Strategien unterschiedliche Leserkreise adressierte, zunächst noch eher regional zu wirken bemüht war, aber in der späteren Berliner Edition ein breiteres Publikum im Auge hatte, bleibt dabei ebenso unberücksichtigt wie schon der bedeutende historische Abstand zwischen den Textfassungen.
- 6 Zum Gesamtprojekt vgl.: Barbara Mahlmann-Bauer u. Christian von Zimmermann (2005), «Zu einer historisch-kritischen Edition der Werke von Jeremias Gotthelf». In: Textkritische Beiträge 10, S. 151–158; Projektinformationen finden sich jeweils aktualisiert unter: http://www.gotthelf.unibe.ch.
- 7 Zum Verhältnis von Handschrift und Drucktext am Beispiel des Kalenders vgl.: Thomas Richter (2008): «Von der Handschrift zum Drucktext». In: Barbara Berger Guigon, Stefan Humbel, Thomas Richter, Christian von Zimmermann: Jeremias Gotthelf und sein Neuer Berner-Kalender. Jahresausstellung in der Gotthelf-Stube. Lützelfüh, S. 36-41.
- 8 Zum Streit zwischen Eugen Rentsch und den Herausgebern vgl. von Zimmermann, «Geistliche Rede – weltliche Predigt» (wie Anm. 4), S. 31f.
- 9 Dabei folgt die HKG auch den Forderungen von Roland Ris, der sich gegen jegliche editorische Eingriffe in die Dialektschreibweise ausspricht: Roland Ris (1996): «Die Problematik der Edition mundartlicher Texte (anhand von schweizerdeutschen Beispielen)». In: editio 10, S. 124-139. Um die Frage, ob Normalisierungen oder gar partielle Tilgungen der Dialektpassagen in Gotthelfs Werken notwendig seien, um die Rezeption der Texte bei einem Leserkreis ausserhalb der deutschsprachigen Schweiz zu erleichtern, gab es seit den Erstpublikationen beständige Diskussionen. Als Erwin Ackerknecht 1954 eine Uli-Ausgabe für den

Verlag Droemer vorbereitete und dabei sowohl «allzu religiöse» wie auch dialektale Passagen strich oder umschrieb, erschienen mehrere wütende Rezensionen, bes.: Franz A. Hoyer (1954): «Wohlfeiler Gotthelf-Verschnitt», in: *Christ und Welt* 7, Nr. 12, 25.03.1954. Ackerknecht wehrte sich in einem Brief an den Verleger Willy Droemer gegen die Vorwürfe, indem er darauf hinwies, die Texte würden in ihrer originalen Gestalt schon in Süddeutschland nicht verstanden; zudem habe bislang sich kein Schweizer Verlag der Mühe unterzogen, einen solchen originalen Gotthelf herauszugeben (Ackerknecht, Brief an Willy Droemer ohne Datum [1954], DLA Marbach A:Ackerknecht 60.3085/12.). Die HKG wählt demgegenüber den Ausweg, Verständnishilfen im Sinn von Worterklärungen und Teil-übersetzungen im Kommentar anzubieten, die Texte aber in der ursprünglichen Gestalt zu belassen.

- 10 Vgl. zur «kontextkonservierenden Edition»: Christian von Zimmermann (2007), «Jeremias Gotthelf und der ,Neue Berner-Kalender' – Überlegungen zu einem Kommentar in der historisch-kritischen Edition». In: Jean-Marie-Valentin (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Bd. 5. Bern: Lang (Jahrbuch für Internationale Germanistik A.81), S. 293–300.
- 11 Zur Geschichte des Neuen Berner-Kalenders vgl.: Rudolf Hunziker (1934), «Der ,Neue Berner-Kalender' vor und unter der Redaktion von Jeremias Gotthelf». In: Neues Berner Taschenbuch 39, S. 99–155; Hans Bloesch (1943): «Heinrich Zschokke und Johann Jakob Reithard und die Bemühungen der Bernischen Regierung um einen Volkskalender 1834/1835». In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, S. 66–81; Christian von Zimmermannn (2008), «Gotthelfs ,Neuer Berner-Kalender'». In: Jeremias Gotthelf und sein Neuer Berner-Kalender (wie Anm. 7). S. 18–24.
- 12 Zur Kalenderkonkurrenz vgl. auch: Stefan Humbel (2008): Konkurrenten. In: Jeremias Gotthelf und sein «Neuer Berner-Kalender» (wie Anm. 7), S. 25–35.
- 13 Vgl. Ursula Brunold-Bigler (1981), Die religiösen Volkskalender in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Diss. Basel 1980); Silvia Serena Tschopp (1999), «,Predigen, gefaßt in Lebenssprache': Zur narrativen Strategie von Gotthelfs ,Neuem Berner-Kalender'». In: Walter Pape, Hellmut Thomke u. Silvia Serena Tschopp (Hg.): Erzählkunst und Volkserziehung. Das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen: Niemeyer, S. 111–127; dies. (2006), «Jeremias Gotthelf ,Neuer Berner-Kalender' und seine schweizerischen Konkurrenten». In: Jeremias Gotthelf - Wege zu einer neuen Ausgabe (wie Anm. 4), S. 169–186.
- 14 Vgl. hierzu unten sowie bereits: Barbara Berger Guigon (2008), «Mundart und Schriftsprache in Gotthelfs Kalendertexten». In: Jeremias Gotthelf und sein Neuer Berner-Kalender (wie Anm. 7), S. 42–46.
- 15 Vgl. etwa folgende Ausgaben: Der Historische Kalender, oder der Hinkende Bot, auf das Jahr 1838. Bern, bei Carl Stämpfli, Buchdrucker; Der Basler Bote, (sonst der Hinkende Bott genannt) auf das Jahr 1838. Basel, gedruckt und verlegt bey Jak. Heinr. von Mechel, in der Steinenvorstadt.
- 16 Neuer Berner-Kalender für das Jahr 1838. Ein nützliches Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben auf Anordnung der Bernerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Bern, gedruckt und zu haben bei C. Rätzer, Buchdrucker, Judengasse Nr. 112; Neuer Berner-Kalender für das Jahr 1839 [wie 1838].
- 17 Für eine davon abweichende Einschätzung vgl. Roland Ris (1987): «Die berndeutsche Mundartliteratur». In: Peter Meyer (Hg.): Illustrierte Berner Enzyklopädie.

- Band 4: Kunst und Kultur im Kanton Bern, Wabern: Büchler, S. 150-163.
- 18 Jeremias Gotthelf (1841): «Die ehrsame Frau Kleb an den Kalendermacher». In: Neuer Berner-Kalender für das Jahr 1842. Ein nützliches Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Hg. auf Anordnung der Bernerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Bern: Jenni, S. 15.
- 19 Gemäss Idiotikon diente zu Gotthelfs Zeiten das Wort «Schärmuus» wie in den meisten Deutschschweizer Kantonen auch im Kanton Bern der Bezeichnung des europäischen Maulwurfs (Talpa europaea). Nur im Kanton Aargau ist «Schärmuus» bedeutungsgleich mit «Wühlmaus». Vgl. Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Band 4. Frauenfeld: Huber 1901, S. 479.
- 20 Schweizerisches Idiotikon (wie Anm. 19), S. 273.
- 21 Bee Juker (1972): Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf. Erlenbach-Zürich und Stuttgart, S. 64.
- 22 Jeremias Gotthelf (1911-77), Sämtliche Werke (wie Anm. 2). Während zu einigen Romanen und Erzählungen eigens Glossare erstellt wurden, beschränken sich die Worterklärungen zu den Kalendertexten auf die wichtigsten Ausdrücke und sind nur im Rahmen des Stellenkommentars zu finden.
- 23 Bee Juker, Wörterbuch (wie Anm. 21).
- 24 Albert von Rütte (1858): Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) gesammelten Schriften. Berlin: Julius Springer.
- 25 Emanuel Friedli (1905): Bärndütsch als Spiegel bernischen Volktums. 1. Band: Lützelflüh. Mit 158 Illustrationen und 14 Farbdrucken nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé, F. Brand, K. Indermühle und nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg, nebst 2 topographischen Karten der Gemeinde Lützelflüh. Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern. Bern: A. Francke.
- 26 Jacob und Wilhelm Grimm (1854-1960): Deutsches Wörterbuch. 16 Bände [In 32 Teilbänden]. Leipzig: S. Hirzel. Online einsehbar unter http://germazope.unitrier.de/Projects/DWB (01.09.2008).
- 27 Johann Georg Krünitz (1773-1858): Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft, in alphabetischer Ordnung. Bd. 1-242. Berlin: Pauli. Online einsehbar unter http://www.kruenitz1.uni-trier. de (01.09.2008).

Als Beispiel für die Anwendung der Nationalen Wörterbücher in der Rechtsgeschichte: Die Edition Schweizerischer Rechtsquellen.

Pascale Sutter

Hinter dem gesamten Forschungsprogramm der Edition Schweizerischer Rechtsquellen und der Rechtsquellenforschung in der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (SSRQ), Les sources du droit suisse (SDS) bzw. Le fonti del diritto svizerro (FDS) steht die Rechtsquellenstiftung. Ursprünglich als Kommission für die Betreuung der vielfältigen Arbeiten gegründet wurde sie im Jahre 1980 in eine Stiftung umgewandelt. Sie ist dem Schweizerischen Juristenverein angegliedert, der auch die Wahlen der Stiftungsmitglieder, des Präsidenten und der Leitung vornimmt.

Wer sich für die Geschichte und die Charakteristika der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen interessiert, seien die Aufsätze von Lukas Gschwend in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 58, 2008, 1, und der Zeitschrift für Schweizerisches Recht 2007 I, auch herunterladbar auf unserer Website, zu empfehlen. Weitere Literatur findet sich ebenfalls auf unserer Website www.ssrq-sds-fds.ch oder www.rechtsquellen.ch. 2

Im Laufe des Jahres 2006/07 erfolgte ein Generationenwechsel. Nach einer erfolgreichen Ära hat der seit 1989 wirkende Präsident, Prof. Dr. Claudio Soliva, den Stab an seinen jüngeren Nachfolger Prof. Dr. Lukas Gschwend, Professor am Lehrstuhl für Rechtsgeschichte und Rechtssoziologie an der Universität St. Gallen, übergeben. Auf Ende September 2007 hat sich der bisherige Administrator und Projektleiter Dr. Martin Salzmann zurückgezogen und die Leitung Dr. Pascale Sutter übergeben.

Aufgaben und Ziele der Rechtsquellenstiftung

Die Rechtsquellenstiftung betreibt seit über hundert Jahren ihr Editionsprojekt. Die Stiftung hat sich zum Ziel gesetzt, Rechtsquellen der gesamten Schweiz vom Mittelalter bis 1798 zu edieren. Ähnlich wie bei anderen grossen Editionsprojekten, etwa den Monumenta Germaniae Historica, wurde auch bei den schweizerischen Rechtsquellen der Raster für die Forschung im 19. Jahrhundert festgelegt. Und diese Einteilung entsprang der Idee, als Grobeinteilung die Kantonsgrenzen (Abteilungen) zu wählen, innerhalb dieser dann aber wieder nach Rechtskreisen wie Städten, alten Ämtern, Herrschaften und Vogteien (Stadtrechte, Rechte der Landschaft) vorzugehen.

Die Einteilung in 23 Abteilungen folgt den heutigen Kantonsgrenzen, was ungefähr den historischen Verhältnissen entspricht, da sich seit dem 16. Jahrhundert die Herrschaftsgebiete der dreizehn Orte der Alten Eidgenossenschaft nicht gross verändert haben. Auch die später hinzu gekommenen Kantone besitzen in der Regel einen inneren historischen Zusammenhalt. Die Einteilung nach Kantonen ist problematisch, wenn ein historisch engerer Bezug zu einem anderen Herrschaftsgebiet besteht, oder bei partikularem Recht der katholischen Kirche bzw. geistlichen Herrschaften, das sinnvollerweise nach den alten Diözesen zu ordnen wäre.³

Bisher wurden an die neunzig Bände, darunter zahlreiche Doppelbände, aus allen Sprachteilen der Schweiz in der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen in Buchform herausgegeben. Eine vollständige Liste der bereits erschienenen Werke – lieferbaren und vergriffenen – findet sich auf der Website der Stiftung. Im Durchschnitt ist künftig weiterhin mit etwa zwei Bänden oder Halbbänden pro Jahr zu rechnen. Die Editionen sind bis anhin in kleiner Auflage als Bücher erschienen, sollen aber künftig auch online zur Verfügung gestellt werden, um die Benutzerschaft auszudehnen. Auch wird angestrebt, eine intelligente Volltextsuche anzubieten, die sich nicht nur auf einen Band beschränkt, sondern alle Bände umfassen soll. Vergriffene Bände werden in Buchform nicht mehr neu aufgelegt, sondern sollen ins Internet gestellt werden.

Die Rechtsquellenedition ist ein Werk der historischen Grundlagenforschung, denn die Bände dienen der Erforschung der schweizerischen Rechts-, Verfassungs-, Wirtschafts-, Sozial-, Orts- und Regionalgeschichte. Zugleich sind sie unentbehrlich für die Beschäftigung mit Volkskunde, Kirchengeschichte und in hohem Masse auch für die Sprachforschung der Schweiz und Mitteleuropas. Dank ausführlichen Registern mit Glossarfunktion ist es auch interessierten Laien möglich, die Quellentexte zu verstehen. Wer sich fundiert mit der älteren Geschichte der Schweiz befasst, wird nicht umhin kommen, auf die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen zurückzugreifen. Das Programm hat bis heute nichts an Aktualität eingebüsst. In vielen Kantonen sind die Rechtsquellenbände eine Ergänzung zu vorhandenen Urkundenbüchern, mehr noch, oft treten sie an deren Stelle.

Normative und nicht normative Quellen bilden ein breites Spektrum des öffentlichen und privaten Rechtslebens. Aus der grossen Masse an Quellen hat der jeweilige Bearbeitende eine signifikante Auswahl an Rechtsquellen zu treffen, die Auskunft geben über die Rechtsentwicklung und überdies ein Bild der Rechtswirklichkeit vermitteln. Die möglichst vollständige Wiedergabe von Texten oft unbekannten Quellenmaterials dient nicht nur als Grundlage zur Beschäftigung mit der schweizerischen Rechtsgeschichte, sondern die Quellen bieten auch einen direkten Einblick in die Kulturgeschichte.

Das Forschungsvorhaben der Rechtsquellenstiftung wird unterstützt vom Schweizerischen Nationalfonds und mitgetragen von zahlreichen privaten und öffentlichen Institutionen. Im Laufe der letzten Jahre hat sich gezeigt, dass weit mehr als die Hälfte der von der Rechtsquellenstiftung aufgewendeten Mittel aus Drittmitteln stammt. Das kantonale Prinzip zur Erforschung schweizerischer Rechtsquellen ist gleichsam eine nahe liegende Arbeitsaufteilung. Erst auf diese Weise ist es möglich, den Zugang zu interessierten Kreisen und zu lokalen Geldquellen in überzeugender Art zu realisieren.

Stand der Arbeiten: Abgeschlossene Projekte

Die Editionen für die beiden kleineren Kantone Glarus und Zug liegen abgeschlossen vor. Sehr weit vorangeschritten ist die Arbeit in den Kantonen Bern und Aargau. Bereits liegen Bände für die Kantone Zürich, Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Graubünden, Tessin, Waadt, Neuen84

burg und Genf vor. Der Bearbeitungsstand ist jedoch je nach Region sehr unterschiedlich.

Gegenwärtig erfolgen Recherchen in den Kantonen Appenzell Inner- und Ausserrhoden, Aargau, Freiburg, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Tessin, Thurgau, Waadt, Wallis und Zürich. Bisher vernachlässigt wurden aus verschiedenen Gründen die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Basel und Jura, wo noch keine Bände vorliegen. Auch in der französischsprachigen Schweiz haben wir Nachholbedarf. Gespräche für Editionsarbeiten in den vorher genannten Gebieten sind im Gange.

Laufende Projekte

Das Rechtsquellen-Unternehmen ist von Beginn an in gesamtschweizerischem Rahmen konzipiert worden. Die gleichzeitige Berücksichtigung räumlich verschiedener und auseinander liegender Projekte entspringt ganz dem föderalistischen Prinzip. Deshalb sind einzelne Landesgegenden genau so zu berücksichtigen wie einzelne Sprachgegenden. Für den Forschungsstand 2007/08 ergibt sich das folgende Bild der kantonalen Rechtsquellen-(RQ)-Projekte:

RQ CH deutsch	RQ AG, RQ AR/AI, RQ GR, RQ
	LU, RQ SG, RQ TG, RQ VS, RQ
	ZH
RQ CH französisch	RQ FR, RQ VD, RQ VS
RQ CH italienisch	RQ TI
RQ CH rätoromanisch, deutsch	RQ GR

Gesamthaft beschäftigt die Stiftung acht Mitarbeiterinnen (uneingerechnet der Leitung) und neun Mitarbeiter in Voll- und Teilzeitmandaten. Nachfolgend sollen sämtliche Forschungsprojekte der Rechtsquellenstiftung kurz vorgestellt werden.

Aargau: Die Freien Ämter III. Die Ämter Meienberg und Merenschwand

Bei diesem Projekt geht es um die Fertigstellung der vom verstorbenen aargauischen Staatsarchivar Jean Jacques Siegrist im Auftrag der Rechtsquellenstiftung vorbereiteten Quellenedition zur Geschichte der eidgenössischen Landvogtei Freie Ämter. Die langjährige Rechtsquellen-Mitarbeiterin Dr. Anne-Marie Dubler hat die Aufarbeitung der brach liegenden Quellensammlung übernommen. Der Rechtsquellenband «Die Freien Ämter II» (Landvogteiverwaltung 1712–1798) ist 2006 erschienen. Die Arbeit am dritten Band ist bereits weit fortgeschritten; wenn alles reibungslos verläuft, wird nächstes Jahr der letzte Freiämter-Band erscheinen.

Appenzell Ausserrhoden und Innerrhoden: Rechtsquellen des Landes Appenzell

Nathalie Büsser, lic. phil. I, bearbeitet das Projekt zur Erforschung der Verfassungen der beiden Appenzell. Es ist das Ziel, aus der Zeit des 16.–18. Jahrhunderts drei Landbücher zu edieren, nämlich das Landbuch von 1409, das Silberne Landbuch von 1585, die beide noch vor der Landteilung entstanden sind, und das Ausserrhoder Landbuch von 1632. Mittlerweile liegt das Manuskript vor und die Arbeit an den Registern hat Margrit Meyer, lic. phil. I, eben begonnen. Am 21. August 2009 soll der Band an einem Fachtag, der in beiden Appenzell stattfinden soll, der Öffentlichkeit vorgestellt werden.⁵

Freiburg: La «Première collection des lois» de Fribourg en Nuithonie

Im Laufe des Jahres 2008 wird der umfangreiche Band La «Première collection des lois» de Fribourg en Nuithonie, bearbeitet von Dr. Chantal Ammann-Doubliez, mit insgesamt fast 600 Seiten Quellentexten in französischer Sprache erscheinen. Das bis jetzt unpublizierte Material wird zusammen mit einer wissenschaftlichen Einleitung und detaillierten Registern nun endlich nach jahrelanger, aufwendiger Forschungsarbeit veröffentlicht.⁶

Graubünden: Der Zehngerichtenbund

Die von der zu früh verstorbenen Bearbeiterin, Dr. Elisabeth Meyer-Marthaler, zurückgelassene Edition des Zehngerichtebundes wurde im vergangenen Jahr von Dr. Martin Salzmann fertiggestellt. Das Manuskript liegt druckfertig vor.⁷

Graubünden: Die Rechtsquellen der Surselva

Der Bearbeiter des Projekts, Dr. Adrian Collenberg, hat aus dem umfangreichen transkribierten Quellenmaterial der Surselva die zu edierenden relevanten Stücke herausgeschält. Die Quellen werden zwei gewichtige Bände füllen. Im Laufe der Recherchen zeigte sich die Schwierigkeit, dass Rechte oft nicht einfach durch die Edition von Schiedssprüchen, Verordnungen und Ähnlichem umfassend dargestellt werden können. Rechtssituationen, Gerichtskompetenzen, überhaupt der Einblick in die juristischen Zusammenhänge von Gerichten und Instanzen, wird erst durch die zeitraubende Transkription von Protokollen offen gelegt.⁸

Luzern: Die Rechtsquellen der Stadt und des Territorialstaates Luzern

Im Jahre 2005 erschien der dritte Luzerner Stadtrechtsband mit den normativen Quellen des Mittelalters. Nun arbeitet Dr. Konrad Wanner an den Fortsetzungsbänden der Neuzeit: Geschworene Briefe, Eidbücher und Stadtrechte, 16.–18. Jahrhundert. Die Realisierung eines Rohmanuskriptes für einen vierten Band wird dieses Jahr abgeschlossen sein. Gleichzeitig wächst auch sukzessive das aufgearbeitete Quellenmaterial für einen fünften Band. ⁹

Luzern: Die Rechtsquellen des Entlebuchs

Das Projekt zur Edition der Rechtsquellen des Amtes Entlebuch hat am 1. Oktober 2007 Dr. Andreas Ineichen begonnen. Gegenwärtig werden die Grundlagen erarbeitet, anschliessend erfolgt die Konzeption der Bände.

St. Gallen: Die Rechtsquellen des Sarganserlandes

Die Aufarbeitung der Rechtsquellen des Sarganserlandes war schon seit Jahren ein Desiderat der Rechtsquellenstiftung. Im August 2005 wurde mit den Forschungsarbeiten begonnen. Nach der Demission von Dr. Fritz Rigendinger übernahm Dr. Pascale Sutter im September 2006 das Projekt. Im Herbst 2007 war der mittelalterliche Quellenbestand vollkommen aufgearbeitet und das Rohmanuskript des ersten Halbbandes liegt nun vor. Die Arbeiten für die Zeit bis 1798 werden nun von Dr. Sibylle Malamud weitergeführt. 10

St. Gallen: Die Rechtsquellen des Rheintals

Das Projekt «Rechtsquellen des St. Galler Rheintals» wurde Mitte 2007 von Werner Kuster, lic. phil I, gestartet. Geplant sind zwei Bände, welche die Forschungslücken zur Geschichte des Rheintals vor 1798 füllen werden. Auf Grundlage der Quellenedition wird danach eine neue «Geschichte des Rheintals» geschrieben werden.

Tessin: I decreti dei cantoni svizzeri per i bailaggi comuni di Locarno, Lugano, Mendrisio e Valmaggia (1513–1798)

Die Bearbeiterin Gianna Ostinelli-Lumia, lic. phil. I, befasst sich mit den bisher kaum erforschten Landvogteien Locarno, Lugano, Mendrisio und Valmaggia in der Zeit von 1513–1798. Die regierenden zwölf eidgenössischen Orte beherrschten die vier Landvogteien mit ihren Dekreten und Verordnungen, die teils als Originale teils als Kopien oder spätere Abschriften in Rechtssammlungen überliefert sind.

Die Heterogenität des Quellenmaterials und die zum Teil fehlenden Findmittel zu den deutschsprachigen Texten in den Tessiner Archiven erschweren die Arbeit. Zudem existieren von derselben Verordnung oftmals unterschiedliche Ausfertigungen, je nachdem ob sie zuerst in deutscher oder italienischer Sprache verfasst und dann in die andere Sprache übersetzt und mit Ergänzungen versehen wurde. Daher müssen die verschie-

denen Kopien minutiös verglichen werden, was viel Zeit und Ausdauer erfordert. 11

Tessin: Formulari notarili

Das anfangs 2006 gestartete Projekt zur Erschliessung von Notariatsprotokollen im Kanton Tessin ist als Fortsetzung eines in den 1990er Jahren zu einem damals vorläufigen Abschluss gekommenen Programms gedacht. Jetzt werden wiederum von Dr. Elsa Mango-Tomei zwei Notariatsbücher ediert, die im Gegensatz zur ersten Edition andere Regionen des Kantons Tessin repräsentieren sollen. In dem zweiten Band sollen zudem auch übergreifende Register erscheinen, die sowohl den ersten (noch registerlosen) Band als auch den nun vorgesehenen zweiten Band umfassen. 12

Thurgau: Gemeine Herrschaft und Landeshoheit im Kanton Thurgau

Da der heutige Thurgau aus über 130 kleinen Einzelherrschaften mit äusserst unterschiedlicher Rechtssituation bestand, die keine geographischen Einheiten bildeten, befassen sich die ersten Rechtsquellenbände mit der Landeshoheit, die von den Eidgenossen um 1460 von den Habsburgern schrittweise übernommen und durchgesetzt wurde. Diese greift in vielen Gebieten über das Instrument der eidgenössischen Abschiede sehr tief in die niedere Gerichtsbarkeit ein, so dass ein umfassendes Bild der rechtlichen Situation und Entwicklung entstehen kann.

Die beiden Mitarbeitenden Dr. Doris Stöckly und Erich Trösch, lic. phil. I, haben das äusserst umfangreiche Quellenmaterial in einem ersten Durchlauf geordnet und die zentralen Stücke, von denen zum Teil sehr ähnliche in mehrfacher Ausführung vorlagen, in langwieriger Arbeit ausgewählt. Als erstes soll nun die Arbeit an einem ersten Band vorangetrieben werden; das Rohmanuskript wird im Frühjahr 2009 vorliegen.¹³

Thurgau: Stadt Bischofszell

Die Stadt Bischofszell mit ihrem besonderen Rechts- und Gerichtsstatus besitzt bis jetzt keine Quellenedition, weshalb Dr. Martin Salzmann sich seit Oktober 2007 mit ihr im Rahmen eines Thurgauer Stadtrechtsbandes befasst.

Waadt: Les Coutumiers vaudois sous le régime bernois

Seit wenigen Jahren ist Dr. Regula Matzinger-Pfister an der Bearbeitung des Quellenbandes. Das Manuskript ist gesetzt und die Bearbeiterin hat die Erstellung des Registers an die Hand genommen.

Wallis: Die Rechtsquellen des Goms

Das Rechtsquellenprojekt «Oberwallis» von Philipp Kalbermatter, lic. phil. I, befasst sich mit dem Zenden (heute: Bezirk) Goms. Das Schwergewicht liegt auf dem Inhalt der rund 30 Ortsarchive, deren Bearbeitung abgeschlossen ist. Nun fehlen noch Recherchen in den einschlägigen kantonalen Archiven und den Archiven der angrenzenden Gebiete.

Wallis: Die Rechtsquellen der Landvogtei Monthey

Gegenstand des Rechtsquellenprojekts von Dr. Gregor Zenhäusern ist die Landvogtei Monthey. Das Projekt schreitet zügig voran, bereits liegt der Grossteil der hauptsächlich lateinischen Quellen transkribiert vor.¹⁴

Zürich: Die Zürcher Richtebriefe

Als Grundlage der Rechtsprechung in der Stadt Zürich im 13. und 14. Jahrhundert diente eine Gesetzessammlung die, je nach dem, als «Richtebrief» oder teilweise auch als «Richtebriefe» bezeichnet wurden. Vom Zürcher Richtebrief sind insgesamt fünf Versionen erhalten, die sich in der Reihenfolge der Gesetze und teilweise auch inhaltlich unterscheiden. Ziel des Projektes

von Daniel Bitterli, lic. phil. I, ist in erster Linie eine wissenschaftliche Edition dieser ältesten Zürcher Gesetzestexte.

Die Mitarbeitenden der Rechtsquellenstiftung als Benutzende der Nationalen Wörterbücher

Das Beispiel «lin» und «lins»

Wer bei den Schweizerischen Rechtsquellen arbeitet und Quellentexte aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit ediert, ist zwangsläufig eine Benutzerin oder ein Benutzer der vier Nationalen Wörterbücher. Als Deutschschweizerin kenne ich persönlich vor allem das Schweizerdeutsche Wörterbuch, das ich zum Verständnis verschiedener Texte immer wieder heranziehe. Selbst bei Wörtern, die eigentlich aus dem Dialekt heraus verständlich sein sollten, empfehle ich den Mitarbeitenden im Idiotikon nachzuschlagen, da ja auch Wörter ihre Bedeutung im Laufe der Zeit ändern.

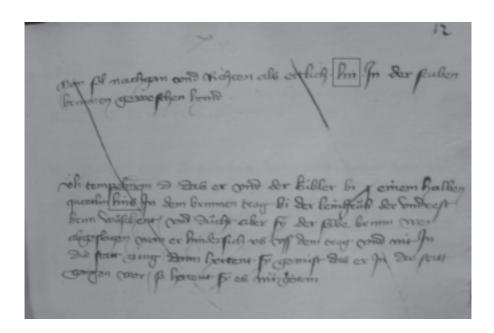


Abbildung 1: Rats- und Richtbuch der Stadt Zürich von 1430 (Staatsarchiv Zürich, B VI 209, fol. 12r)

Ein Beispiel: Im Jahr 1430 leitete der Zürcher Baptistalrat ein Offizialverfahren, einen so genannten Nachgang ein, weil er einen Hinweis bekommen hatte, dass «ettlich lin¹⁵ [Leinen] jn der stuben brunnen geweschen hand». Als Verdächtigter wurde daraufhin Ueli Tempelmann gerichtlich vorgeladen, der gestand, dass er und der Kübler ein halbes «quertlin lins¹⁶ [Linsen]» im untersten Brunnentrog der Brunnenanlage vor dem Kätzis-Törchen «bi der leingrub [Lehmgrube?]» gewaschen haben. ¹⁷

Strategisch geschickt zog sich der Verdächtigte aus der Affäre, in dem er behauptete, «lins», also Linsen, und nicht «lin», d. h. Leinen, gewaschen zu haben. Da das Waschen von Linsen im Vergleich zur Reinigung von Leinen die Gewässer kaum belastete, wurde damit das Delikt zu einer Bagatelle. Weiter verteidigte sich Tempelmann, er habe gedacht, dass das Brunnenwasser nicht in die Stadt fliesse. Wohl dank diesen Rechtfertigungen wurde der Verdächtigte nicht bestraft und der Fall in den Zürcher Gerichtsprotokollen gestrichen.

Dieser Rechtsfall zeigt anschaulich, wie wichtig es ist, mittelhochdeutsche Ausdrücke nicht einfach nur richtig zu lesen und zeichengetreu zu transkribieren, sondern sie auch zu verstehen. Die Bedeutung der zwei fast gleich lautenden Wörter «lins» und «lin» sind der Schlüssel zum Verständnis dieses Textes.



Abbildung 2: Alte Linsebühlkirche, links das Presten- oder Krankenhaus, rechts das Leprosorium, das durch einen gedeckten Gang direkt mit der Kirchenempore verbunden war. Aguarell, 1613 (Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen)

Das Problem mit Linse bzw. Linsen ist mir nicht neu, denn in meiner Lizentiatsarbeit beschäftigte ich mich mit dem St. Galler Siechenhaus im Linsebühl, das sich ungefähr 500 Meter nordöstlich ausserhalb der Stadt an der Landstrasse nach Speicher und der Reichsstrasse zum Bodensee befand. Die Bedeutung des Namens Linsebühl oder Linsebüel bzw. des ersten Teils der Ortsbezeichnung, ist bis heute nicht eindeutig geklärt.

Gemäss dem Idiotikon, Band 3, Spalte 1344, steht der Flurname Linsebühl, «Linsybüel» zitiert, analog dem Linsenbühl in der Gemeinde Hüttwilen, Kanton Thurgau, in Zusammenhang mit der Pflanze Linse. Damit stützt das Idiotikon die Deutung von Karl Stucki, der diese Interpretation in seiner Untersuchung zu den Orts- und Flurnamen 1916 vorschlägt. Dagegen interpretiert Ernst Ziegler in Anlehnung an Vadians «Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen» Linsebühl als Leinsaat-Büchel, ²¹ also einen Hügel auf dem Leinen angebaut wurde. «Es ist daher wohl richtig, wenn man annimmt in der Nähe der Leinwandstadt St. Gallen seien Lein oder Flachs viel eher zu finden gewesen als Linsen.»

Der Flurname «Linsibuel, Linsibul, Linsibul, Linsibul), ist seit dem 13. Jahrhundert quellenmässig belegt. Anhand dieser Belege schliesst Martin Arnet die Interpretation von Ziegler / Vadian eindeutig aus, denn die Bezeichnung «Linsat» kommt nirgends in den Quellen vor. Dies kann ich durch meine Archivarbeit nur bestätigen.

Auch die Interpretation des Idiotikons ist fraglich, denn in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen, die das Leprosorium betreffen, werden nirgends Linsen erwähnt. Weder wurden Linsen auf den Siechenhausgütern angebaut oder als Zins- bzw. Zehntabgaben abgeliefert noch wurden sie – nach den überlieferten Ausgaben in den Rechnungsbüchern zu schliessen – von den Insassen konsumiert.²⁴ Dagegen kultivierte man die Hülsenfrüchte Bohnen und Erbsen auf den Gütern des Leprosoriums und die Erträge verarbeiteten die Mägde in der hauseigenen Küche weiter.²⁵

Arnet schlägt als neue Variante vor, dass der erste Wortteil auf das alt- und mittelhochdeutsche «vlins» zurückzuführen sei, das soviel wie Kiesel, harter Stein, Fels oder Steinplatte bedeutet.²⁶ «Der Name Linsebüel ist somit zu deuten als Ort bei, auf, an dem steinigen Hügel.» Seine Interpretation wird

dadurch gestützt, dass sich im Gebiet des Linsebühls im Mittelalter ein in den Quellen belegter Steinbruch befand. ²⁷

Die zwei Beispiele zeigen anschaulich, wie schwierig die Interpretation von Begriffen ist und wie stark wir HistorikerInnnen auf die Unterstützung durch SprachwissenschaftlerInnnen angewiesen sind. Eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen den Mitarbeitenden der Rechtsquellenstiftung und den Bearbeitenden der Nationalen Wörterbücher ist daher sinnvoll.

Wohin geht es mit dem Idiotikon? Wünsche einer Benutzerin

Wer an einem Rechtsquellenband arbeitet, benutzt die Wörterbücher in jedem Stadium seiner Arbeit: Bei der Quellenaufnahme, beim Zusammenstellen der Stücknummern und natürlich beim Erstellen der Register. Unsere Sachregister sind ja Glossare, die sich stark ans Idiotikon und an die anderen Nationalen Wörterbücher anlehnen. Die Qualität der Register ist nicht bei jedem Bearbeitenden gleich hoch bzw. einige Mitarbeitende können sich mehr beschränken als andere. Natürlich ist es auch eine Frage der Zeit und der finanziellen Ressourcen, wie umfangreich v. a. die Sachregister ausfallen. Das Idiotikon liefert uns Worterklärungen zum Textverständnis und wir wiederum liefern unedierte Quellen mit neuen Wörtern aus allen Landesteilen. Es ist also ein gegenseitiges Befruchten der Arbeit.

Wie alle aus eigener Erfahrung wissen, muss der Umgang mit dem Idiotikon zuerst gelernt werden. Eigentlich sollte jede Historikerin und jeder Historiker in einem Proseminar die Benutzung des Idiotikons geübt haben. In meiner Assistenzzeit am Historischen Seminar der Universität Zürich war in den Mittelalter-Proseminaren das Idiotikon nebst anderen einschlägigen Wörterbüchern Pflichtstoff. Ich habe mir angewöhnt via Register einzusteigen und dann gezielt die einzelnen Wörter und ihre Bedeutungen zu suchen. Eine künftige digitalisierte oder gar digitale Version sollte einfach und intuitiv für jederman und -frau zu benutzen sein.

Meiner Meinung nach ist es sehr hilfreich, dass es nun vom Idiotikon oder wenigstens vom Register eine alphabetisch geordnete Online-Version gibt. Heute arbeiten wir hauptsächlich am Computer und recherchieren bereits im world-wideweb. «Die zukünftige wissenschaftliche Benutzung von Lexika, Wörterbüchern und Editionen wird in einer digitalen Arbeitsumgebung stattfinden, in der möglichst alle Materialien online verfügbar und mit digitalen Werkzeugen bearbeitet werden sollten.»²⁸ Eine jeder Zeit greifbare, immer verfügbare Online-Version und dazu noch in alphabethischer Form ist also kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit, an die man sich schnell gewöhnt. Diese wird ja jetzt realisiert.

Auch müsste geprüft werden, ob eine Kurzzusammenfassung von Begrifflichkeiten Sinn macht. Wortbedeutungen auf einen Blick am Anfang eines grösseren Artikels zu einem Begriff sind nicht zu verachten. So kann nach dem Erfassen aller Bedeutungen gezielt auf die gesuchte Begrifflichkeit zugegriffen werden. Schön wäre natürlich, wenn die unterschiedlichen Begrifflichkeiten gleich mit den Wortnachweisen verlinkt sind und man mittels einem Klick zum Ziel gelangt.

Eine benutzerfreundliche Suche mit einem intelligenten Suchalgorithmus über den gesamten Volltext des Wörterbuches und das Anzeigen und Hervorheben des Suchergebnisses im Text wären ebenfalls wünschenswert. Somit würde sich der Suchaufwand merklich verkleinern.

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch soll voraussichtlich im Jahre 2020 abgeschlossen sein. Doch abgeschlossen sind solche Werke nie, was für eine Online-Edition spricht, die laufend ergänzt und à jour gehalten werden kann. Die Rechtsquelleditionen sind qualitativ hoch stehende und langlebige Produkte, die auch für Fragestellungen künftiger Generationen an ihre Vergangenheit offen sind. Dies gilt auch für das Idiotikon, dessen Inhalt nicht veraltet. Daher lohnt es sich umso mehr, eine Internet-Version in Angriff zu nehmen, die jedoch professionell betreut werden sollte.

Anmerkungen

- 1 Gschwend, Lukas (2008), «Rechtshistorische Grundlagenforschung: die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen», in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 58, Nr. 1, S. 4–19; Gschwend, Lukas (2007), «Die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, herausgegeben von der Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins: Ein Monumentalwerk rechtshistorischer Grundlagenforschung», in: Zeitschrift für Schweizerisches Recht I, S. 435–457.
- 2 Blickle, Peter (1999), «Ordnung schaffen. Alteuropäische Rechtskultur in der Schweiz. Eine monumentale Edition», in: Historische Zeitschrift 268, S. 121–136; Herold, Hans (1975), «Die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen», in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 92, S. 433–439; Kundert, Werner (1976), «Die «Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen». Zum Stand eines monumentalen Editionswerkes», in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 124, NF 85, S. 379–388; Salzmann, Martin (1983), «Zum Neubeginn der Erschliessung zürcherischer Rechtsquellen», in: Zürcher Taschenbuch, S. 52–88; Soliva, Claudio und Salzmann, Martin (1994), «100 Jahre Forschung und Sammlung schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins», in: Bulletin des Schweizerischen Nationalfonds Nr. 1, S. 10–14; Zbinden, Karl (1969), «Zur Sammlung schweizerischer Rechtsquellen und zur Publikation der luzernischen Rechtsquellen im besonderen. Kritik und Appell», in: Geschichtsfreund 122, S. 193–211.
- 3 Gschwend (2007) (wie Anm. 1), S. 446; Kundert (wie Anm. 2), S. 383.
- 4 Vgl. Dubler, Anne-Marie (2008), «Reusstal und Reuss als Kommunikations- und Lebensraum» in: Wege und Geschichte (ViaStoria), 1, S. 10–15; Dubler, Anne-Marie (2007), «Gemeinsam beherrscht und verwaltet: Die Freien Ämter als eidgenössisches Untertanenland», in: Argovia, S. 8–57; Dubler, Anne-Marie (2006), «Der Historiker Jean Jacques Siegrist (1918–1992). Ein Leben für die Geschichtsforschung», in: Argovia, S. 118–130; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (2006) (Hg.), XVI. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Aargau, Zweiter Teil: Rechte der Landschaft, Band 9: Die Freien Ämter II. Die Landvogteiverwaltung 1712 bis 1798. Die Reuß bis 1798, bearbeitet von Siegrist, Jean Jacques † und Dubler, Anne-Marie, Basel: Schwabe Verlag; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (1976) (Hg.), XVI. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Aargau, Zweiter Teil: Rechte der Landschaft, Band 8: Die Freien Ämter I. Die Landvogteiverwaltung bis 1712, bearbeitet von Siegrist, Jean Jacques, Aarau: Sauerländer AG, jetzt Schwabe Verlag.
- 5 Vgl. Büsser, Nathalie (2007), «Erneüwert, verbeßeret, proiectiert und in ein richtige ordnug gebrocht. Zur Rechtsgeschichte und politischen Kultur Appenzell Ausserrhodens um 1650», in: Gschwend (Hg.), Grenzüberschreitungen und neue Horizonte, Beiträge zur Rechts- und Regionalgeschichte der Schweiz und des Bodensees (Europäische Rechts- und Regionalgeschichte 1), Zürich / St. Gallen: Dike Verlag, S. 161–194.
- 6 Les sources du droit suisse (2008) (Hg.), IX^e partie: Les sources du droit du Canton de Fribourg, Première section: Le droit des villes, Tome 6: *La Première collection des lois de Fribourg en Nuithonie* par Ammann-Doubliez, Chantal avec des registres par Ammann-Doubliez, Chantal, Dahhaoui, Yann et Derron, Marianne, Basel: Schwabe Verlag. Erscheint demnächst.
- 7 Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (2008) (Hg.), XV. Abteilung: Die

- Rechtsquellen des Kantons Graubünden, Zweiter Teil: Der Zehngerichtenbund, Band 2: *Landesherrschaft und Bundesrecht*, bearbeitet von Meyer-Marthaler, Elisabeth † unter Mitarbeit von Salzmann, Martin mit Registern von Ingold, Evelyn, Basel: Schwabe Verlag. Erscheint demnächst.
- 8 Collenberg, Adrian (2002), ««Du bist ein Bauer und halber Walser» auf Walserspuren in Fidaz», in: Jahresbericht der Walservereinigung Graubünden, S. 20–38; Collenberg, Adrian (2002), ««Daz es sollt eine ee sin». Ehegerichtsbarkeit im Oberen Bund im 16. Jahrhundert», in: Bündner Monatsblatt, Heft 1, S. 3–29; Collenberg, Adrian (1999), «Alp Ranasca. Rechtshistorische und ökonomische Aspekte einer «Alpwirtschaft aus Distanz» im 15. und 16. Jahrhundert», in: Meier, Thomas und Sablonier, Roger (Hg.), Wirtschaft und Herrschaft, Zürich: Chronos, S. 261–277.
- 9 Vgl. Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (2005) (Hg.), III. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Luzern, Erster Teil: Stadtrechte, Band 3: Stadt und Territorialstaat Luzern. Satzungen, Eidbuch, Stadtrechtbuch und andere normative Quellen (1461-1489), bearbeitet von Wanner, Konrad, Basel: Schwabe Verlag; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (2004) (Hg.), III. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Luzern, Erster Teil: Stadtrechte, Band 2: Stadt und Territorialstaat Luzern. Satzungen und andere normative Quellen (1426-1460), bearbeitet von Wanner, Konrad, Basel: Schwabe Verlag; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (1998) (Hg.), III. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Luzern, Erster Teil: Stadtrechte, Band 1: Stadt und Territorialstaat Luzern. Satzungen und andere normative Quellen (bis 1425), nach Vorarbeiten von Marchal, Guy P. bearbeitet von Wanner, Konrad, Aarau: Sauerländer AG, jetzt Schwabe Verlag; Wanner, Konrad (2007), «Die ältesten Ratsprotokolle der deutschsprachigen Schweiz, die Luzerner Kanzlei und die ältesten Tagsatzungsabschiede», in: Gschwend, Lukas (Hg.), Grenzüberschreitungen und neue Horizonte, Beiträge zur Rechts- und Regionalgeschichte der Schweiz und des Bodensees (Europäische Rechts- und Regionalgeschichte 1), Zürich / St. Gallen: Dike Verlag, S. 365-390; Wanner, Konrad (2000), «Schreiber, Chronisten und Frühhumanisten in der Luzerner Stadtkanzlei des 15. Jahrhunderts», in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 18, S. 2-44; Wanner, Konrad (1997), «Ratsherrschaft und Opposition. Zur Geschichte des Grossen Rates und der städtischen Gemeindeversammlung in Luzern (13. Jahrhundert bis ca. 1450)», in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 15, S. 3-18.
- 10 Vgl. Bugg, Mathias (2006), «Rechtsquellen Sarganserland ein wegweisendes Kulturprojekt. Aufarbeitung der historischen Schriftquellen auf Initiative des Historischen Vereins Sarganserland», in: *Terra plana* 1, S. 32–34; Sutter, Pascale (2007), «Der geplante Überfall auf Georg Gossembrot in Bad Pfäfers», in: *Terra plana* 3, S. 41–44.
- 11 Ostinelli-Lumia, Gianna (2007), ««Pro capitulando cum prelibatis dominis nostris». Privilegi, capitoli e concessioni negli anni della conquista confederata (Locarno, Lugano, Mendrisio, 1512–1514)», Archivio Storico Ticinese 141, S. 3–28; Ostinelli-Lumia, Gianna (2003), «I XII cantoni e le ennetbirgischen Vogteien. I decreti dei confederati per i baliaggi di Locarno, Lugano, Mendrisio e Valmaggia (1513–1798): un progetto di edizione», Archivio Storico Ticinese 134, S. 373–380.
- 12 Mango-Tomei, Elsa (2005), «La presenza e il ruolo dei notai nel Ticino medievale», in: Archivio Storico Ticinese 138, S. 199–236; Mango-Tomei, Elsa (1996), «Il procedimento esecutivo nella Valle Leventina dal secolo XIII al secolo XVI», in: Rivista di storia del diritto italiano, anno LXVIII, vol. LXVIII, S. 59–90; Mango-Tomei, Elsa

(1993), «Le Fonti del Diritto del Cantone Ticino», in: *Archivio Storico Ticinese*, XXX, S. 259–274; Mango-Tomei, Elsa (1989), ««Matricola notariorum comunitatis Vallis Lugani». Una fonte per la storia del notariato nel Sottoceneri nel XV, XVI e XVII secolo», in: *Bollettino Storico della Svizzera Italiana*, CI, S. 2–29; Mango-Tomei, Elsa (1988), «Alcune considerazioni sulla concessione di vicinato a Giornico nel secolo XV», in: *Bollettino Storico della Svizzera Italiana*, C, S. 164–179; Mango-Tomei, Elsa (1983), «Die «Matricola notariorum comunitatis Vallis Lugani» als Quelle zur Geschichte des Notariats des Sottoceneri in 15., 16. und 17. Jahrhundert», in: Carlen, Louis (Hg.), *Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde*, Band 5, Zürich: Schulthess, S. 47–67; Mango-Tomei, Elsa (1977), «Sui collegi dei notai di Lugano e di Mendrisio», in: Carlen, Louis und Ebel, Friedrich (Hgs.), *Festschrift für Ferdinand Elsener zum 65. Geburtstag*, Sigmaringen: Thorbecke, S. 170–181; Fonti del diritto svizzero (1991) (Hg.), Sezione XVIII: Le Fonti del Diritto del Cantone Ticino, Volume I: *C. Formulari notarili*, a cura di Mango-Tomei, Elsa, Aarau: Sauerländer AG, jetzt Schwabe Verlag.

- 13 Stöckly, Doris (2008), «Die Thurgauer Rechtsquellenedition unter dem Aspekt der Landeshoheit – ein Werkstattbericht», in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 58, Nr. 1, S. 51–67.
- 14 Zenhäusern, Gregor (2003), «Ein sonderbarer Glücksbringer», in: Carlen, Louis (Hg.), Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, Band 20, Zürich: Schulthess, S. 141–148.
- 15 Linig, lini: von Lein, Flachs (Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerischen Sprache (1881–1999), 15 Bde., Frauenfeld: Huber, hier Bd. 3, Sp. 1284–1285).
- 16 Linse (Schweizerisches Idiotikon (wie Anm. 15), Bd. 3, Sp. 1343-1344).
- 17 Staatsarchiv Zürich, B VI 209, fol. 12r: 1430.
- 18 Sutter, Pascale (1996), "Arme Siechen". Das St. Galler Siechenhaus Linsebühl im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, (St. Galler Kultur und Geschichte 26) St. Gallen: Buchhandlung am Rösslitor, S. 5–267.
- 19 Arnet, Martin (1992), «Die Bedeutung des Namens Linsebüel», in: Evangelischreformierten Kirchgemeinde St. Gallen C (Hg.): Die Linsebühlkirche in St. Gallen, Zum Abschluss der Restaurierung 1989 bis 1992, St. Gallen: Eigenverlag, S. 9-13.
- 20 Stucki, Karl (1916), «Zu den Orts- und Flurnamen», in: Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung, St. Gallen: ohne Verlag, S. 290.
- 21 Götzinger, Ernst (1875–1879) (Hg.), Watt, Joachim von (Vadian), Deutsche Historische Schriften, 3 Bde., St. Gallen: Zollikofer, Bd. 1, S. 55, Bd. 2, S. 416.
- 22 Eberhard, Franz, Guggenheimer, Michael, Schaufelberger, Peter E. und Ziegler, Ernst (1980), St. Galler Quartiere, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Quartiere, St. Gallen: Verlagsgemeinschaft St. Gallen, S. 115.
- 23 Zur Quellenlage vgl. Sutter (wie Anm. 18), S. 13–18 und zu den Belegstellen in den edierten Urkundenbüchern vgl. Arnet (wie Anm. 19), S. 11.
- 24 Auch im St. Galler Spital sind für das Spätmittelalter und das 18. Jahrhundert keine Belege für Linsengerichte zu finden, vgl. Mayer, Marcel (1987), Hilfsbedürftige und Delinquenten. Die Anstaltsinsassen der Stadt St. Gallen 1750-1798, (St. Galler Kultur und Geschichte 17) St. Gallen: Buchhandlung am Rösslitor; Sonderegger, Stefan (1996), «Ernährung im Heiliggeist-Spital St. Gallen», in: Medium Aevum Quotidianum 34, S. 9-24.
- 25 Sutter (wie Anm. 18), S. 172-174.
- 26 Schweizerisches Idiotikon (wie Anm. 15), Bd. 1, Sp. 1204.

- 27 Arnet (wie Anm. 19), S. 13.
- 28 Aussage Patrick Sahles, Universität Köln, am Workshop «Die Edition von Zürcher Rechtsquellen – Anforderungen und Chancen» vom 18. April 2008 im Staatsarchiv Zürich.

Lexikographie und Onomastik. Das Schweizerische Idiotikon aus der Sicht der Namenforschung

Martin Hannes Graf

Einleitendes

Die Behandlung von Eigennamen im Idiotikon war schon mehrmals Gegenstand von kleineren Darstellungen.1 Aus der Sicht der (Idiotikon-)Lexikographie wurde dabei profund über den Stellenwert der Eigennamen im Dialektwörterbuch Bericht erstattet und Rechenschaft darüber abgelegt, wo und wie und zu welchem Behufe Eigennamen (Siedlungs-, Flur-, Gewässer-, Ruf- und Familiennamen) im Idiotikon verzeichnet und behandelt wurden und werden, und unter welchem Aspekt sie allenfalls für über Lexikographie und Onomastik hinausgehende Fragestellungen nutzbar gemacht werden können. Dabei wurde jeweils der grosse Fundus des Idiotikon-Materials im Hinblick auf seine Verwertbarkeit seitens der Namenforschung herausgestellt, und fallbeispielsweise wurden einige Müsterchen dieser spezifischen Dokumentation vorgestellt. Zweifellos birgt das Idiotikon eine tatsächlich beinahe unerschöpfliche Fundgrube an Sprachmaterial, das unter allerlei Aspekten onomastisch erforscht werden kann, doch haben sich unter einerseits geänderten lexikographischen Vorgaben und andererseits erheblichem Zuwachs an namenkundlichen Publikationen in den letzten Jahren die Vorzeichen etwas geändert, und so wird mit der Präsentation von Eigennamen im Idiotikon mittlerweile anders (d. h. insbesondere: sparsamer) verfahren.

Im Folgenden soll für einmal eine andere Perspektive eingenommen werden. Es soll nicht aufgezeigt werden, wie das Idiotikon mit Namen verfährt und wie der Lexikograph es sich vorstellt, dass der Namenforscher das Idiotikon benutzen kann oder soll, sondern es soll der namenforschende Benutzer im Vordergrund stehen und gefragt werden, was dieser für einen Nutzen aus dem Idiotikon ziehen kann, wo er gegebenenfalls Gefahren zu gewärtigen hat und wie er sich dieser Gefahren bewusst werden und gegebenenfalls entziehen kann.

1985 formulierte der langjährige Idiotikon-Redaktor und Chefredaktor Peter Dalcher am Ende eines Überblicks zum Thema «Flurnamen im Schweizerdeutschen Wörterbuch» eine Überlegung, an die im Folgenden anzuknüpfen sein wird:

«Uns heutigen Redaktoren ist zunächst auferlegt, das Wörterbuch in all seinen Aspekten sorgsam weiterzuführen und zu Ende zu bringen. Wir müssen uns aber auch überlegen, auf welche Weise wir die Nutzung all des zusammengetragenen Stoffes erleichtern können. Die Daten der Namenkunde stellen diesbezüglich besonders schwierige Fragen. Es wäre uns gedient, wenn die Namenforschung ihre Wünsche formulieren würde.»

Seit den späten 80er-Jahren ist in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein eine ansehnliche Reihe grösserer regionaler namenkundlicher Untersuchungen und Gesamtdarstellungen erschienen, darunter etwa 1988-1991 das Urner Namenbuch, die ersten Bände des Luzerner Namenbuchs. 1999 das Liechtensteiner Namenbuch, etwas später Namenbücher ganz verschiedener Ausrichtung aus den Kantonen Nidwalden, Solothurn, Thurgau, Baselland, Zug und neuerdings wiederum aus dem Kanton Bern, daneben sind kleinräumigere Namensammlungen und Einzeluntersuchungen für die Kantone Aargau, Glarus, St. Gallen, Graubünden usw. publiziert worden.² Derzeit wird an grösseren und kleineren toponomastischen Projekten in den Kantonen Schwyz, Appenzell, Schaffhausen, St. Gallen, Tessin, Bern, Wallis sowie an einem umfassenderen Projekt in der Nordwestschweiz gearbeitet. Eine grössere anthroponomastische Arbeit für das Fürstentum Liechtenstein ist im Druck. Die erfolgreiche – um nicht zu sagen erfolgsverwöhnte - Schweizer Namenforschung verdankt ihre derzeitige Blüte nicht zuletzt einer breiten Unterstützung seitens Bund und Kantonen, die finanziell von Fall zu Fall unterschiedlich ist, unabhängig davon in der Summe jedoch durchaus ehrgeizige, seriöse und beachtete Publikationen zeitigt.3 Ausgewiesene Fachleute aus universitären und ausseruniversitären Einrichtungen erarbeiteten und erarbeiten unter der Ägide fachkundiger Kuratorien Namenlexika, die hohen Ansprüchen genügen und in der Regel für deren jeweiliges Untersuchungsgebiet Standardwerkcharakter für sich

reklamieren dürfen. Diese wissenschaftliche Aufarbeitung des schweizerischen (insbesondere: deutschschweizerischen) Namenbestands führt, wie eingangs bereits angesprochen, zu einem sparsameren Namendokumentationsverfahren im Idiotikon resp. zu Verweisen auf die einschlägigen Lexika. Wo das Idiotikon also zuvor eigenständige namenkundliche Dokumentationsarbeit geleistet hat, wird mittlerweile vermehrt auf die Sammlungen der Speziallexika referiert.

Onomastische Methodik und lexikographische Realität

Kerngebiet einer jeden onomastischen Arbeit ist zweifellos die Etymologie, und ohne historische, vergleichende und etymologische Grundlagenarbeit gerät man bei der wissenschaftlichen Analyse von Namen rasch auf den Holzweg. Doch mit der Anbindung eines Wortes an ein alt- oder mittelhochdeutsches Vorgängerwort allein ist noch keine Etymologie vorgelegt, denn deren von Raum und Zeit gewissermassen abgekoppelten Normalbedeutungen, wie man sie in den grossen, oft weit über hundert Jahre alten Wörterbüchern des Alt- und Mittelhochdeutschen findet, führen häufig in die Irre, da sie kaum der regionalen und historischen Varianz von Wörtern und ihren Bedeutungen Rechnung tragen. Hier hat man also auf andere Hilfsmittel zurückzugreifen, deren wichtigstes für den Raum der deutschen Schweiz ohne Zweifel das Schweizerdeutsche Wörterbuch ist. Man kann daher sicherlich mit einigem Recht behaupten, dass die Schweizer Namenforschung ohne das Idiotikon nicht auf dem heutigen, so durchaus präsentablen Stand wäre.4 Allerdings vermittelt das Idiotikon explizit keine Etymologien, sondern dokumentiert primär Wortbedeutungen in ihrem historischen und arealen Gefüge – ein Umstand, der die Namenforschung vor mannigfache Herausforderungen stellt. Wie ist aber nun das Idiotikon für die Namenforschung im Einzelnen nutzbar zu machen? Zunächst schlägt man selbstverständlich einfach die Wörter nach, die man in den Namen vermutet. Danach vergleicht man die Verbreitungsangaben und entscheidet sich nach Massgabe von Topographie, Lokalgeschichte und sprachlichen Einzelheiten für eine im Idiotikon angesetzte Bedeutung (oder auch nicht) und zieht entsprechende Schlussfolgerungen. Diese Methode ist bewährt, und

die Entscheidung für einen Bedeutungsansatz unterstützen viele Idiotikonartikel zusätzlich, indem sie – etwa in den frühen Bänden – Namenwörter im Normaltext aufführen oder in der Anmerkung für die Bedeutung von Namen auf Bedeutungspositionen des Appellativteils verweisen. Daneben gibt es reine Namenartikel, in denen appellativische Bedeutungen nicht nachgewiesen werden können, aber aufgrund von Namenbelegen auch für das frühe Schweizerdeutsche wahrscheinlich gemacht werden können. Und schliesslich behandelt das Idiotikon bekanntlich Namen in Auswahl jeweils in den Anmerkungen, was für die Namenforschung häufig ein willkommenes Korrektiv sein kann, freilich mit der oben beschriebenen Einschränkung, was die Wechselwirkung zwischen Idiotikon und Namenbüchern betrifft.

Dem Hauptinteresse der Namenforschung, der etymologischen Bestimmung von Namen und Wörtern oder Namenwörtern, d. h. der Rückbindung von Namen an Gattungswörter samt expliziter Klärung phonologischer und morphologischer Fragen⁷ und, was in der Namenforschung ebenso zentral ist, der Klärung der Namen(gebungs)motivik, wird das Idiotikon nur in Ausnahmefällen gerecht. Dies liegt nicht daran, dass das Idiotikon diesbezüglich inhaltlich-fachliche Schwächen offenbarte, sondern es liegt in der Zielsetzung des Wörterbuchs, das ein primär dokumentatorisches und semantisches Interesse hat. So verzeichnet das Idiotikon - im Hinblick auf die Namen etwa Rufnamen und Tiernamen.8 in älterer Zeit auch den Wortschatz, der nur in Namen überdauert hat (s. o.), doch über den Dokumentationsauftrag hinaus gehen die entsprechenden Artikel in der Regel nicht. Als Beispiel sei etwa das Lemma Schönel ('Kuhname'; Bd. VIII, Sp. 866) angeführt, von dem aus lediglich mit der «vgl.»-Aufforderung auf den Artikel Schöni II ('Kuhname; Name einer bunten Katze'; Bd. VIII, Sp. 874) mit Anmerkung verwiesen wird. Die Anmerkung ebd. bietet zwar implizite Anregungen zur Suffixvariantik («Zum Verhältnis Schönel: Schöneli: Schöni vgl. etwa Brünel: Brüneli: Brüni I [...]; Brändel: Brändeli: Brändi [...].»), und auch etymologische Fragen werden nur implizit berührt, nämlich insoweit der Leser weiss bzw. wissen muss, dass der Stichworttyp insgesamt in die Sippe um den sog. <Fettansatz> schon I (Bd. VIII, Sp. 838ff.) gehört und damit auch etymologisch hieran anzuschliessen ist. Überhaupt wird man in diesen und ähnlichen

Belangen häufig zum Vergleichen aufgefordert, die phonologische, morphologische und semantische Analysearbeit wird einem aber nicht abgenommen – bzw. eben nur insofern, als sie der Leser bis zu einem gewissen Grad schon vorgenommen haben muss, wenn er das Stichwort systematisch (im engeren Sinne, d. h. nicht über das Register) erschlossen hat. Es zeigt sich hier, wie das Idiotikon primär dokumentiert, Material präsentiert und bestenfalls zurückhaltende Hinweise zur Weiterarbeit platziert – ohne letztere aber selbst zu leisten. Diese Weiterarbeit kann jedoch durchaus unter Zuhilfenahme des Idiotikons vorgenommen werden, allerdings hat sie stets nach dem onomastisch-philologischen Normalverfahren zu erfolgen, nämlich nach dem Prinzip, dass «unter strikter Anwendung der Sprachgesetze» sowie unter Berücksichtigung der gesamten Überlieferung eines Namens dessen Analyse möglichst aus der ortsansässigen Sprache und deren älteren Ausprägungen vorzunehmen ist.9 Dieser philologische Prozess beruht auf der Erfahrung, dass man durch den sprachhistorischen Vergleich der ursprünglichen Form des Namens und seiner Bedeutung am nächsten kommt. Als methodisch bedenklich oder mindestens problematisch erweisen sich darum – im Wesentlichen auf das Idiotikon bezogen – die folgenden zwei Analysetypen:¹⁰

- Erklärung eines alten bzw. früh bezeugten Namens 1. unter Zuhilfenahme jüngster Sprachzeugnisse.
- 2. Erklärung eines geographisch (unter Umständen: weit) entfernt zu verortenden Namens unter Zuhilfenahme des schweizerdeutschen Wortschatzes.

Der Analysetyp 1 berührt vornehmlich die Behandlung von Familiennamen. Geht man allgemein davon aus, dass sich der Brauch der Bei- und schliesslich der Familiennamengebung im ausgehenden Hochmittelalter etabliert hat,11 so ist die Deutung eines Familiennamens nach Belegen jüngerer Zeit ein Unterfangen, das streng genommen methodisch fragwürdig ist. Als Beispiel diene der Luzerner Familiennamen Schnieper. 12 Er lässt sich im Idiotikon nicht ohne Umwege auffinden, ist er doch nur zu lokalisieren, wenn lautgeschichtliche Vorüberlegungen dazu führen, dass der Stammsilbenvokal -ie- das Produkt einer Entrundung < -üe- sein könnte, diese wiederum eine Nebenform von -ue-. Der Artikel schnueper (Bd. IX,

Sp. 1251f.) verzeichnet denn auch in der Anmerkung Sp. 1252 den Familiennamen unter der Bemerkung «Hierher wohl der FN. Schnieper LSemp. (seit dem XVI., auch ,Schnüeper')». Das Lemma schnueper erweist sich als rezent in Verwendung stehendes Adjektiv, das die Bedeutungen 1. 'lebenskräftig und -freudig, munter, lebhaft (usw.)', 2.a) 'hochmütig, aufgeblasen' (nur bei Franz Joseph Stalder für Graubünden bezeugt) und 2.b) 'kurz angebunden, abweisend, unwirsch (Zürich), schnippisch, patzig (Glarus)' kennt. Diese Bedeutungsangaben lassen sich typologisch gut für eine Familiennamen-Deutung heranziehen, machen sie doch einen Übernamen ganz wahrscheinlich. Dennoch läuft man hier Gefahr, die fast ausschliesslich rezente Beleglage auf das Mittelalter zu projizieren, denn mit Ausnahme eines Belegs aus der späten ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts für Bedeutung 2.b) (Heinrich Bullinger, 1540) vermittelt der Wörterbucheintrag keinerlei historisches Material. Hier ist also Vorsicht geboten, zumal man auch nicht auf das entsprechende mittelhochdeutsche Wort zurückgreifen kann: dieses ist schlechterdings nicht belegt. Die etymologische Entsprechung aus dem Altnordischen (snæfr 'tatbereit, wacker [Person]; eng, knapp [Kleid], schnell [Adverb])'¹³ ist natürlich sprachlich von Interesse, jedoch hinsichtlich der Familiennamengebung bzw. des expliziten Namenmotivs nicht zu verwerten. Hinzu kommt, dass die Verknüpfung von Bedeutung und Belegort keinerlei Hinweise auf eine spezifisch luzerndeutsche Geltung gibt, was nicht zuletzt darum ungünstig ist, weil die Bedeutungen relativ stark divergieren, so dass letztlich nicht klar wird, ob die Übernamengebung ihre Motivik eher im Bereich des 'Munter-Tatkräftigen' oder aber des 'Unwirsch-Abweisenden' hat – eine Frage notabene, die letztlich zentral ist für eine seriöse Familiennamendeutung. Steht es in diesem Beispiel um das areale Moment besonders prekär, so ist es in der Regel insbesondere um das historische ungünstig bestellt, da die Belege selten in den für die Bei-, Über- und letztlich Familiennamengebung relevanten Zeitraum hinaufreichen. Dieses Dilemma ist lexikographisch gesehen natürlich marginal, da es nicht die Aufgabe des Idiotikons ist, den Ursprüngen von Familiennamen nachzuspüren. Aus der Sicht der Namenforschung ist es jedoch durchaus virulent, und in Zeiten, in denen Familiennamendeutungen Konjunktur haben, 14 ist zu betonen, dass das Idiotikon als onomastisches Hilfsmittel

nur bedingt zur areal-historischen Bedeutungsermittlung herbeigezogen werden kann. Anders gelagert sind Fälle, wo die Polysemie des Einzellemmas weniger gravierende Zuweisungsschwierigkeiten bietet bzw., umgekehrt ausgedrückt: da, wo die jeweilige Einzelbedeutung im umgangssprachlichen Sinne (klar) ist, aber über die Denotation hinaus Informationen vonnöten wären. Hier bietet das Idiotikon äusserst reichhaltige Information; da, wo nämlich der dokumentatorische Auftrag des Idiotikons nicht nur Sprachliches im engsten Sinne vermittelt, sondern Kulturhistorisches im weitesten. Als herausragende Beispiele seien etwa die Artikel Schnīder (Bd. IX, Sp. 1122-1132), Burger (Bd. IV, Sp. 1579-1582) und Müller (Bd. IV, Sp. 184-186) genannt, Lemmata also, die für die Verstehenszusammenhänge eines Familiennamens von eminenter Bedeutung sind und mittels derer sich der berühmte «Sitz im Leben> einwandfrei bestimmen lässt. Damit lässt sich nun auch leicht abschätzen, für welche der klassischen fünf Familiennamentypen bei der Benutzung des Idiotikons welche Informationsausbeute (im Folgenden: absteigend) zu erwarten ist:

Rufnamen (Familiennamen, die als (Patronymika) aus Vaternamen entstanden sind) werden, so ins Material gelangt, in unterschiedlicher Ausführlichkeit als selbständige Lemmata aufgenommen und hinsichtlich ihrer Qualität als Familiennamen erläutert, vgl. etwa den wichtigen Artikel Ruedolf, Ruedi, Rüedi (Bd. VI, Sp. 628-632).

Berufsnamen werden anmerkungsweise unter den entsprechenden Appellativa behandelt. Der Informationsgehalt betreffs Qualität als Familiennamen ist unterschiedlich, aber hinsichtlich der kulturgeschichtlichen Rahmenbezüge als hoch einzuschätzen (s. o.).

Wohnstättennamen werden fallweise dort behandelt, wo die «Wohnstätte» selbst kein Eigenname ist und/oder wo das Lemma selbst noch in appellativischer Verwendung isoliert werden kann oder konnte, vgl. etwa den Artikel Hofer (Bd. II, Sp. 1039).

Herkunftsnamen werden fallweise dort verzeichnet, wo die <Herkunft> selbst kein Eigenname ist und/oder wo das Lemma selbst noch in appellativischer Verwendung isoliert werden

kann oder konnte, vgl. etwa den Artikel $Fur(r)e^n$ (Bd. I, Sp. 936-938, mit einem kurzen Hinweis auf den Familiennamen im letzten Satz der Anmerkung, Sp. 938).

<u>Übernamen</u> werden (meist) anmerkungsweise verzeichnet, wo sie aus dem appellativischen Lemma erschlossen werden können, vgl. etwa den Artikel *Tschumi* (Bd. XIV, Sp. 1734); zu den Vorbehalten s. aber oben.

Für alle Typen gilt, wie oben beschrieben, die Einreihung nach hauptsächlich lexikographischen Gesichtspunkten, kaum onomastischen.

Der Analysetyp 2 ist immer wieder da anzutreffen, wo «fremdes» Namengut nicht vermöge der oben beschriebenen onomastischen Normalmethode gedeutet werden und zudem fallweise auch geographisch nicht mit Wortschatz aus dem Schweizerdeutschen Wörterbuch zur Deckung gebracht werden kann. Er gilt aber nicht nur für die Onomastik, sondern prinzipiell für alle Fragen des Sprachvergleichs, wo aus abenteuerlichen Wortverknüpfungen allzu weitreichende Schlüsse gezogen werden.

Erwähnt sei hier etwa die Arbeit von Willy Krogmann, 15 der das Ethnonym der Friesen auf der Grundlage von schwzdt. Fries, Bed. 3 'Grabenmacher, Damm-, Erdarbeiter' (Bd. I, Sp. 1329f.) erklären wollte, obschon bereits ebd. diese Beziehung zurückgewiesen und heute ganz verworfen wird. 16 Die diesbezüglich «entscheidende» Bedeutung des Schweizerdeutschen Wörterbuchs für die ausserschweizerische Namenforschung, wie sie Peter Dalcher propagiert, ¹⁷ wäre hier also in jedem Fall zu relativieren. Ähnlich verhält es sich mit dem Namen des frühen rheinischen germanischen «mehrzahligen» weiblichen Götternamens (latinisiert) Aufaniae, der unter den rheinischen Matronennamen mit knapp 90 epigraphischen Zeugnissen am häufigsten belegt ist und der von der früheren Forschung mit schwzdt. ūfnen 'stiften, erbauen; befördern, emporbringen' usw. (Bd. I, Sp. 123) verglichen wurde¹⁸ (was selbstverständlich lautlich ganz unmöglich ist).

Hier hat also die schweizerische wie die ausserschweizerische Namenforschung vorsichtig zu sein und Wortmaterial aus dem Idiotikon nicht vorschnell, naiv oder assoziativ mit Namen zu verknüpfen.

Auf toponomastische Probleme kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden; lediglich ein besonderer Fall sei hier kurz erwähnt: Die sprachlich einzigartigen, in der deutschen Schweiz häufigen Wörter für Baumgruppen, die sich dadurch auszeichnen, dass aus einem Wort für einen einzelnen Baum mittels Suffixsuspension und Genuswechsel ein Kollektivbegriff (<Standortkollektiv>) generiert wird, kommen sehr häufig (bzw. fast ausschliesslich) als Flurnamen vor, so etwa Eich, Asp, Lärch, Buech, Birch, Binz, Tann usw., jedoch mit ganz unterschiedlicher lexikographischer Behandlung der Ansätze im Idiotikon:

Asp (Bd. I, Sp. 571): reiner Flurnamenartikel; die angebliche appellativische Bedeutung, die noch erhalten sein soll in der Redensart «ein Gesumme, Wirrwarr, eine Unruhe wie im-me Espi (Steckborn, TG)», ist hier wohl an der falschen Stelle, da Espi < *ezzisc-bann 'Bann im Esch' gekürzt ist¹⁹ und nicht mit dem Espen-Gehölz verbunden werden kann.

Eich (Bd. I, Sp. 71; s. v. Eich II): Eichenwald; in der Anmerkung jedoch relativierend «Mehr nur Eigenn. Collect. wie das Buech, Birch, Äsch, Asp, Tann im Sinne von Buechach usf.»

Lärch (Bd. III, Sp. 1380): Appellativartikel, jedoch Bedeutungsposition 3 «Ortsname, häufig im Gebirge» mit Belegen, die jedoch der Genusangabe «f.» eindeutig widersprechen (nämlich «beim Lerch; zum Lärch; im Lerchi und im Lerchji [...], Orte, wo viele Lärchen stehen oder standen.»).

Buech (Bd. IV., Sp. 982f.; s. v. Buech II): zunächst appellativische Geltung insinuierende Bedeutungsangabe 'Buchengehölz, -Hain [sic]', danach jedoch einschränkend: «Jetzt meist zum Orts- oder Flurnamen geworden [...].»

Birch (Bd. IV, Sp. 1537; s. v. Birch II): «Birkengehölz». Der dazu angeführte Beleg aus dem 14. Jahrhundert erweist allerdings keine appellativische Bedeutung (wie sie der Artikel impliziert), ebensowenig die Redensart « i^n 's $B[irch] g\bar{o}^n$, sterben müssen».

<u>Binz</u> (Bd. IV, Sp. 1411f.): Bedeutungsposition 3 (hier im Gegensatz zu *Lärch*, Bed. 3; s. o.) mit Genusangabe «n.» 'mit Binse bewachsenes Stück Land, Binsicht', bezeugt offenbar für Leerau AG. Die Anmerkung zu den Orts- und Flurnamen verweist auf diese Bedeutung 3.

Tann (Bd. XIII, Sp. 49-52; s. v. *Tann I*): mit Verweis auf die Anmerkung als Maskulinum und Neutrum angegeben: 'Wald', in Klammern das Stalder-Zitat «jetzo nur noch lebend als Eigenname». Die Belege (der ausschliesslich älteren Sprache bis ins 17. Jh.) lassen Spuren einer appellativischen Geltung erkennen.²⁰

Mit Ausnahme des Sonderfalls *Tann*, das seinerseits Grundlage für das (nicht apokopierte) Tanne sein könnte und in der Tat nicht spezifizierend den 'Tannenwald' bedeutet haben muss, sondern den 'Wald' schlechthin (woraus singulativ Tanne 'einzelner Baum, [später konkretisierend] Tanne'), tragen die Artikel zu den Baum-Kollektiva wenig zur Klärung der Frage bei, ob die für den Namenforscher relevanten Namen belegte appellativische Verwandte haben oder nicht. Die Wörter figurieren teils unter eigenen Stichwörtern, teils bilden sie lediglich Bedeutungspositionen innerhalb des jeweiligen Lemmas für das Baumwort. Teils wird darauf hingewiesen, dass die Wörter nur noch als Namen existieren, teils werden Belege für appellativischen Gebrauch gegeben, die jedoch eher zweifelhaften Charakter haben. Teils finden sich in den Anmerkungen gedankensplitterhafte Zusatzinformationen, teils gibt es gar keine Bemerkungen. Die Toponomastik erklärt die Namen häufig mit einem ausgefallenen oder auf -i reduzierten -ahi-Suffix, das zur Kollektivierung gedient haben soll (neu funktionalisiertes Suffixkonglomerat, ausgehend von Kollektivbildungen auf -ja- zu Adjektiven auf -aha-,21 wie es ahd. gut bezeugt ist). Auch im Idiotikon wird diese Erklärung angeboten, vgl. etwa s. v. Asp (Bd. I, Sp. 571) die Anmerkung: «Aspi, das jetzt die Form einer Dimin.-Bildung trägt, wird wohl aus dem Collectiv *Aspach gekürzt sein.» Dabei sind jedoch zwei Wortbildungsregeln auseinanderzuhalten: Da m. W. bisher keine komplette Belegreihe für eine Entwicklung $-ach > -i > -\emptyset$ nachgewiesen werden konnte (wenngleich Kürzungen - [...]ach [als Typus!] > -[...]i für die Namenforschung nichts Ungewöhnliches sind,

vgl. etwa die <belgischen> -[i]acum-Ortsnamen,22 aber auch die Mundartformen schweizerischer Ortsnamen auf -ach, vgl. etwa Büüli < Bülach, Neeri < Neerach, Leimbi < Leimbach [sic] mit notabene anderer Ableitungsbasis, doch identischem Resultat), müssen die -i-Flurnamen wie Aspi von den neutralen des Typs Asp- Ø getrennt werden, welch letzteren die Kollektivierung ohne suffixale Kennzeichnung durch Umsetzen ins Neutrum zugrundeliegt.²³ Die auffällige Produktivität letzterer Wortbildungsregel im Bereich der Baum-Appellativa ist nicht letztgültig geklärt, möglicherweise ist das neutrale Genus aus Analogiewirkung der -i-Kollektiva (oder aber auch des Simplex Holz, das als Grundwort abertausender 'Gehölz'-Komposita bezeugt ist und in phantomhaften Ellipsen eine Genus-Übertragung ausgelöst haben könnte) übernommen worden. Damit wäre eine wohl motivbedingte Wortbildungsregel formuliert, die an der Schnittstelle von Name und Appellativ zum Einsatz gekommen sein muss, die jedoch insofern störungsanfällig war, als sie den Analogiewirkungen ähnlich gelagerter Transformationsprozesse ausgesetzt war.

Abschliessendes

Fasst man zusammen, so lässt sich dreierlei festhalten:

Die Kluft zwischen Lexikographie und Onomastik im Hinblick auf das Idiotikon ist in erster Linie eine der unterschiedlichen historischen Zuständigkeit(en). Das Idiotikon ist ein klassisches Regionalwörterbuch, das Wortschatz dokumentiert und aus dem dokumentierten Material Bedeutungen erschliesst. Dieses Material stammt bis auf die geschilderten Ausnahmen aus einst oder heute noch appellativisch in Verwendung stehenden Einheiten, wobei «einst» ebenso bezeugte Appellativverwendung meint. Die Namenforschung, die sich mit dem «Friedhof der Wörter»²⁴ befasst. kann das Idiotikon daher vielfach nur als mittelbares Instrument verwenden. Ist ein sprachliches Element nämlich als Name isoliert, ist es aus dem System des je synchronen Appellativsystems ausgegliedert, und seine vielfältigen Bezüge zu diesem sind gekappt. Infolgedessen haben (auch) alternative methodische

- Zugriffsstrategien (andere als lexikographische) das Element zu erschliessen.
- Das Idiotikon bleibt dennoch das zentrale Nachschla-2. gewerk für die (deutsch)schweizerische Namenforschung,²⁵ ohne welches diese kaum auf dem heutigen Stand wäre. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass der Grundstock des Wortmaterials im Idiotikon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengekommen ist und unter anderem Wortschatzbereiche dokumentiert, die heute stark im Rückzug begriffen sind oder im Gefolge eines weitgehend beschleunigten Technologie- und Wertewandels ausgestorben sind, die aber ihrerseits im Namenschatz überdauert haben. Ein differenziertes internes Verknüpfungs-, Vernetzungs- und Verweissystem bietet dem Namenforscher zudem die Grundlage für vergleichende (auch regionenübergreifende) Weiterarbeiten insbesondere auf dem Gebiet der semantischen Typologie.
- 3. Das eingangs geschilderte Angebot seitens der Lexikographie, die Namenforschung möge ihre Wünsche an das Wörterbuch formulieren, ist freilich Rhetorik. die Wünsche können aus zwei Gründen nicht erfüllt werden: Zum einen ist heute das Idiotikon in seiner Arbeit so weit fortgeschritten, dass eine Rücksichtnahme auf benachbarte philologische Gebiete nicht mehr denkbar ist - sehr wohl aber möglicherweise in nicht mehr allzu ferner Zukunft, wenn dermaleinst vielleicht eine handlichere Volks- oder Kurzausgabe in Angriff genommen wird oder wenn eine digitalisierte Idiotikon-Ausgabe neue Zugriffsmöglichkeiten eröffnet.²⁶ Zum andern liegt es im Wesen eines Wörterbuchs dieser Art, dass es Zugriffe nur auf Gattungen von Wörtern ermöglicht, nicht auf Namen, die definitionsgemäss primär nur ein Individuum aus der Gattung herausheben. Insofern bleibt ein Wörterbuch wie das Idiotikon immer in Implizitheiten gefangen, da es stets die Klasse, die Gattung, die Art usw. behandelt, nie oder äusserst selten jedoch das Individuum; und dies gilt nicht nur für die Semantik, sondern auch für die Etymologie, da diese im Idiotikon im Netz der Lemmaanordnung verborgen bleibt und an kaum einer

Stelle explizit an die Oberfläche tritt.²⁷ Antworten auf die vom Sprachinteressierten am häufigsten gestellten Fragen («Woher kommt dieses Wort?», «Woher kommt dieser Name, was bedeutet er?») gibt das Idiotikon daher nie explizit; der diesen Fragen nachspürende Sprachinteressierte und der Namenforscher im Speziellen haben daher immer einen bestimmten Mehraufwand zu leisten, um zu der gewünschten Auskunft zu gelangen. Mit der hochgradig komplexen Artikelstruktur und der ungemein verdichteten Informationspräsentation (z.B. hinsichtlich Wortbedeutung, Wortverbreitung, Wortlautung inklusive deren diachroner Schichtung[en], Bedeutungs-Verbreitungs-Lautungs-Koppelung[en], Kollokationen, historischer Sachkunde usw. usf.) bietet das Idiotikon aber dennoch wesentlich mehr Auskünfte (die auch für den Namenforscher von grösster Relevanz sind) als man auf den ersten Blick meinen könnte. Man muss sie bloss zu entschlüsseln wissen.

Literatur

- Berchtold, Simone (2008), «Bespr. von: Nidwaldner Orts- und Flurnamenbuch, 5 Bde., Stans 2003», in: Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge 43, S. 85-91.
- Buchmüller-Pfaff, Monika (1990), Siedlungsnamen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter: Die -(i)acum-Namen der römischen Provinz Belgica Prima, Tübingen: Niemeyer (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie; Bd. 225).
- Dalcher, Peter (1974), «Die Namenforschung in der Schweiz Les recherches onomastiques en Suisse», in: Onoma 18, S. 506-509.
- Dalcher, Peter (1977), «Das Schweizerdeutsche Wörterbuch und die Namenkunde», in: Beiträge zur Schweizer Namenkunde. 14 Referate, gehalten am 12. Internationalen Kongress für Namenforschung in Bern (August 1975), Bern: Selbstverlag, S. 194-201.
- Dalcher, Peter (1981), «Die Grenzzone zwischen Name und Appellativ: Eine Herausforderung des Lexikologen?», in:

- Proceedings of the 13th International Congress of Onomastic Sciences 1, S, 329-335.
- Dalcher, Peter (1985), «Flurnamen im Schweizerdeutschen Wörterbuch», in: *Giessener Flurnamen-Kolloquium*, 1.-4. *Oktober 1984*, Heidelberg: Carl Winter, S. 464-474.
- Hammer, Thomas Arnold: «Das Schweizerdeutsche Wörterbuch und die Familiennamen», in: *Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung*, Jahrbuch 1993, S 67-75.
- Heidermanns, Frank (1993), *Etymologisches Wörterbuch der germanischen Primäradjektive*, Berlin, New York: de Gruyter.
- Krahe, Hans und Meid, Wolfgang (1969), Germanische Sprachwissenschaft, Bd. III: Wortbildungslehre, Berlin, New York: de Gruyter.
- Krogmann, Willy (1964), «Der Name der Friesen», in: *Us Wurk* 13 (1964), S. 18-42, 70-72.
- Kunze, Konrad (2004), dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Neumann, Günter (1998), «Art. 'Friesen, I, § 1. Name'», in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 10, Berlin, New York: de Gruyter, S. 3-5.
- Nyffenegger, Eugen und Graf, Martin H. (2007), *Die Flurnamen des Kantons Thurgau, Bd.* 2.2 (*Etymologisches Flurnamenlexikon*), Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Huber.
- Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung (1940), Familiennamenbuch der Schweiz, 2 Bde., Zürich: Polygraphischer Verlag.
- Kully, Rolf Max, unter Mitarbeit von Markus Gasser, Barbara Grossenbacher Künzler u. a. (2003), Solothurnische Ortsnamen. Die Namen des Kantons, der Bezirke und der Gemeinden (Solothurnisches Namenbuch I), Solothurn: Drucksachenverwaltung/Lehrmittelverlag Kanton Solothurn.
- Seebold, Elmar (2000), «Nachwort», in: Hugo Suolahti: *Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung*, 2., unveränderte Auflage mit einem Nachwort von Elmar Seebold (Nachdruck der Originalausgabe von 1909), Berlin, New York: de Gruyter, S. 541-549.
- Schmid, Wolfgang P. (1995), «Alteuropäische Gewässernamen», in: *HSK Namenforschung* Bd. 1, Berlin, New York:

- de Gruyter, S. 756-762.
- Sonderegger, Stefan (1958), Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell. Band I: Grammatische Darstellung (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung; Band VIII). Frauenfeld: Huber.
- Udolph, Jürgen und Fitzek, Sebastian (2007), Professor Udolphs Buch der Namen. Woher sie kommen, was sie bedeuten, München: Goldmann.
- Udolph, Jürgen (2003), «Alemannien und der Norden aus der Sicht der Ortsnamenforschung», in: Alemannien und der Norden, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 43, Berlin, New York: de Gruyter, S. 29-56.
- Udolph, Jürgen (2008), «Schweizerisches Idiotikon», (Besprechung der Hefte 205-211), in: Beiträge zur Namenforschung NF 43, S. 97-100.
- Vennemann, Theo (2004), «Languages in prehistoric Europe north of the Alps», in: Bammesberger, A., Vennemann, Th. (Hg.), Languages in Prehistoric Europe, Second, Unrevised Edition, Heidelberg: Winter, S. 319-332.
- Wanner, Hans (1951), «Hundenamen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts», in: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs, Lahr: Schauenburg, S. 219-223.

Anmerkungen

- 1 Vgl. insb. Dalcher (1974; 1977; 1981; 1985) und Hammer (1993).
- 2 Ich verzichte an dieser Stelle auf umfangreiche Literaturangaben; es sei der Kürze halber auf das online-Portal der Schweizer Ortsnamenforschung verwiesen: http://www.ortsnamen.ch (22.08.2008), das eine umfangreiche und ständig aktualisierte Bibliographie zur Verfügung stellt.
- 3 Stellvertretend sei mit Berchtold (2008) die jüngste Rezension einer kantonalen Namenbuchpublikation (Nidwaldner Orts- und Flurnamenbuch) genannt.
- 4 Ein einfaches Rechenbeispiel (anhand der Datenbank des Thurgauer Namenbuchs, Standort Kreuzlingen) mag dies verdeutlichen: Für 59% der über 3000 etymologischen Artikel im Thurgauer Namenbuch (Nyffenegger/Graf [2007]) wurde das Idiotikon zurate gezogen. Zieht man von den Artikeln die spezifischen Familiennamenartikel ab, für die mehrheitlich andere Nachschlagewerke benutzt worden sind, so kommt man auf 79% Idiotikonnachweise. Zöge man zusätzlich noch die Artikel ab, die im Idiotikon noch nicht nachgeschlagen werden konnten (also hauptsächlich Lemmata der Konsonantenstruktur W-r bis Z), so käme man vermutlich auf eine noch höhere Prozentzahl. Und es ist anzunehmen, dass

es sich in den Namenforschungsprojekten der anderen Kantone genauso oder jedenfalls recht ähnlich verhält (mit Ausnahme der Kantone selbstverständlich, die einen höheren Anteil an [räto]romanischen Namen aufweisen).

- 5 Lehrreiche Beispiele bei Dalcher (1977, passim).
- 6 Vgl. Dalcher (1977, 199f.)
- 7 Etwa Fragen der phonologischen Varianz und der Wortbildung durch Suffixe, die in Namen vielfach eine anders gelagerte Produktivität entwickeln.
- 8 Tiernamen im Sinne eigentlicher Eigennamen, insbesondere für Zuchtvieh und Hunde (letztere insbesondere nach dem Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504, gesondert behandelt bei Wanner [1951].). Traditionell wird der Begriff Name aber auch für Pflanzen verwendet – hier jedoch nicht als Eigenname sondern als taxonomische Einheit. Zur Problematik dieser Begriffsverwendung in der Ornithologie vgl. Seebold (2000, 542-545).
- 9 Vgl. dazu Kully (2003, 3).
- 10 Freilich wären weitere problematische Analysetypen zu nennen, die die Geschichte der Namenforschung kennt, etwa die Rückbindung eines Namens, der bedenkenlos aus Vorstufen der ansässigen Sprache(n) erklärt werden kann, an eine frühere, grösstenteils nur rekonstruierbare, Sprache (Konjunktur hatte lange Zeit das Festlandkeltische) oder an eine «Phantomsprache» wie das Illyrische, das, wie man heute weiss (vgl. zur sog. «alteuropäischen» Hydronymie Schmid [1995]), kaum als Grundlage für die vielen schwer zu deutenden Namen (etwa eine Reihe alter Hydronyme) verantwortlich gemacht werden kann (dazu kämen auch noch das Ligurische, das Venetische oder in jüngerer Zeit auch das schwer zu isolierende Vaskonische, zu letzterem vgl. etwa Vennemann [2004]). Der umgekehrte Fall, die sprachhistorische Einbettung eines verhältnismässig jungen Namens unter Zuhilfenahme sehr viel älterer Sprachzeugnisse hat in der Namenforschung ebenfalls Vertreter, man denke etwa an das Beispiel des Flurnamens Schüsshötten (Appenzell, AI), dessen Deutung bei Sonderegger (1958, 254) unter Zuhilfenahme des althochdeutschen Rekonstrukts *sciuzhuttôn 'Schießhütten' vorgenommen wird.
- 11 Vgl. etwa Kunze (2004, 58ff.).
- 12 Alt eingesessen in Ballwil, Emmen, Hildisrieden und Sempach LU; vgl. Familiennamenbuch der Schweiz II, 699.
- 13 Vgl. dazu Heidermanns (1993, 526f.)
- 14 Vgl. zur Popularität der Familiennamenforschung Udolph/Fitzek (2007).
- 15 Krogmann (1964).
- 16 Vgl. Neumann (1998, 4).
- 17 Dalcher (1977, 198).
- 18 Vgl. Neumann (1987) mit Verzeichnung der diesbezüglichen älteren Literatur.
- 19 Vgl. Nyffenegger/Graf (2007, 42f.).
- 20 Vgl. dazu Dalcher (1977, 195).
- 21 Krahe/Meid (1969, 194).
- 22 Vgl. Buchmüller-Pfaff (1990), passim.
- 23 Vgl. Sonderegger (1958, 561).
- 24 Udolph (2003, 29).
- 25 Und natürlich darüber hinaus (vor allem des hochdeutschen Sprachgebiets), vgl. zu den überregionalen Bezügen Udolph (2008).
- 26 S. den Beitrag von Hans Bickel in diesem Band.
- 27 Anmerkungsweise Angaben zu alt- oder mittelhochdeutschen Vorgängerwörtern der schweizerdeutschen Ansätze haben notabene nichts mit Etymologie zu tun,

sondern dienen nur der sprachvergleichenden Anknüpfung an unmittelbar verwandtes Wortmaterial.

Das kulinarische Erbe der Schweiz – das Idiotikon als kultur- und regionalgeschichtliche Quelle

François de Capitani

Das kulinarische Erbe – Legenden und Geschichten

Kaum ein Gebiet der Geschichte ist derart von frei erfundenen Legenden umwoben wie die Geschichte unserer Nahrungsmittel. Ohne jegliche Quellenkenntnis werden Geschichten in die Welt gesetzt, die den Ursprung einzelner Gerichte erklären sollen. Ein Paradebeispiel bietet die «Berner Zungenwurst», zu deren Zubereitung keine Zunge verwendet wird. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt: so soll sie im Ancien Régime von den Waadtländer Untertanen als «saucisse de langue allemande» bezeichnet worden sein, da sie aus dem deutschen Landesteil stammt. Ein Blick in die Quellen liefert eine einfache und einleuchtende Erklärung. Es gab bis weit ins 19. Jahrhundert wirklich eine Zungenwurst, die mit Zunge hergestellt wurde. In bernischen Kochbüchern folgt dann regelmässig das Rezept einer «Hammenwurst». Hier wird an Stelle der Zunge Schinken verarbeitet und das Kochbuch fährt fort: «und verfährt damit gleich wie mit der Zungenwurst». 1 Es kommt nicht selten vor, dass ein Name auf ein anderes Gericht übertragen wird. Prominentes Beispiel ist der Cervelat, der heute keine Hirnwurst mehr ist, es aber wohl jahrhundertelang war.² Der Cervelat hat in jüngster Zeit auch für Schlagzeilen gesorgt, die zeigen, wie emotionsgeladen die Debatten um Nahrungsmittel geführt werden. Der Cervelat in seiner heutigen Form wird zum Sinnbild des schweizerischen Patriotismus erhoben und soll 1891 für das Jubiläum der Eidgenossenschaft erfunden worden sein. In zahlreichen Leserbriefen wurde die Eigenständigkeit der Schweiz als gefährdet angesehen, wenn nicht weiterhin brasilianische Därme von ursprünglich aus Indien stammenden Zeburindern zur Verfügung stünden. 1891 gab es den Cervelat als Brühwurst nachweislich schon seit einiger Zeit und damals war von brasilianischen Därmen noch keine Rede.

Bei der Geschichte der Nahrungsmittel geht es nicht nur um Emotionen, sondern auch um handfeste wirtschaftliche Interessen. Der Abbau von Handelsschranken und der Strukturwandel der Landwirtschaft führen einerseits zu einer internationalen Normierung, andererseits aber auch zu einer Rückbesinnung auf handwerkliche und regionale Traditionen und Spezialitäten.

In diesem Zusammenhang sind zwei Projekte zu nennen, die beide immer wieder auf die Geschichte rekurrieren. Als erstes ist die im Landwirtschaftsgesetz von 1996 verankerte Regelung der Ursprungsbezeichnungen aufzuführen, die Produkte mit den Labeln AOC (appellation d'origine contrôlée) oder IGP (indication géographique protégée) schützen kann.³ Dass es dabei zu Interessenskollisionen kommen kann, haben die letzten Jahre gezeigt. Die Frage, ob «Raclette» als genuine Walliser Speise zu definieren ist und nur mit Walliser Käse zubereitet werden darf, hat zu intensiven Debatten bis vor das Bundesgericht geführt. Dabei wurden im Wesentlichen historische Argumentationen ins Feld geführt. Interessant dabei ist, dass einmal mehr das Wort und das Gericht eine verschiedene Geschichte haben. «Raclette» bezeichnete ursprünglich ein Streichholz, das beim Ausmessen von Getreide verwendet wurde. Ende des 19. Jahrhunderts muss nun dieser Begriff im Wallis auf das Gericht aus geschmolzenem Käse übertragen worden sein, also in einem Moment, wo Getreide nicht mehr gemessen, sondern gewogen wurde. Unter anderen Namen -Bratkäse in Unterwalden⁴, Berthoud im Waadtland⁵, gebäjter Chäs im Berner Oberland⁶, Kässchabete in einem Berner Kochbuch aus dem frühen 20. Jahrhundert⁷ – ist eine ganze Reihe von Gerichten aus geschmolzenem Käse überliefert, die gleiche und ähnliche Zubereitungsarten wie das Walliser Raclette beschreiben. Die Ironie des Schicksals will, dass in einem um 1900 erschienenen französischen Kochbuch die Walliser Spezialität genau beschrieben wird, allerdings unter dem Namen «Fondue à la valaisanne». Die Liste ist sicher unvollständig und könnte mit Beispielen aus dem gesamten Alpenraum noch bedeutend erweitert werden. Hier zeigt sich wieder einmal, dass durch einen selektiven Umgang mit der Geschichte wirtschaftliche Interessen verfolgt werden sollten.

Eine zweite Institution, die sich mit den gastronomischen Traditionen der Schweiz auseinandersetzt, ist der 2004 gegründete Verein «Kulinarisches Erbe der Schweiz». Er hat sich zum Ziel gesetzt, ein Inventar traditioneller Nahrungsmittel zu erstellen: «Der Verein Kulinarisches Erbe der Schweiz erfasst über Kantons- und Regionsgrenzen hinaus traditionelle Schweizer Nahrungsmittel, deren Herstellung, Eigenschaften und Geschichte. Das Inventar vereint lokale, regionale, kantonale und nationale Produkte von besonderer Bedeutung.»

Die Aufarbeitung der Geschichte einzelner Nahrungsmittel stösst immer wieder auf Schwierigkeiten, denn die Quellenlage ist alles andere als einfach und unzählige Legenden ranken sich um traditionelle Gerichte. Kochbücher, Zeitungsinserate und eben die grossen Wörterbücher bilden hier eine Grundlage zur zeitlichen und örtlichen Verortung von Rezepten.

Schriftsprache und Dialekt in der Küchenliteratur

In der deutschen Schweiz wird meist auf Schweizerdeutsch über das Essen gesprochen und es ist naheliegend, dass die Sprache der Kochbücher und anderer kulinarischer Quellen dem Dialekt sehr nahe stehen. Wenn wir ein aktuelles Schulkochbuch betrachten, so sehen wir, dass auch hier Dialektausdrücke einfliessen; die Schülerinnen und Schüler wären sonst nicht in der Lage, das Kochbuch zu benutzen.¹⁰ Kein Kind kennt «Gschwellti» unter dem Namen «Schalenkartoffeln» oder «Rübli» als «Möhren». Da das Schulkochbuch in verschiedenen Kantonen benutzt werden kann, muss gar auf die regionalen Sprachgewohnheiten Rücksicht genommen werden. So erscheinen «Rahmkaramellen» sowohl als «Nidletäfeli» wie auch als «Nidelzeltli». Und was für die Berner ein «Apfelkuchen» ist, heisst in Zürich «Apfelwähe».

Hinzu kommt, dass es Produkte gibt, die ausserhalb der Schweiz nicht unter diesem Namen bekannt sind. Prominentes Beispiel sind die «Hörnli», die von Ausländern immer wieder als typisch schweizerische Teigwarensorte wahrgenommen werden.

Dass man schon in früheren Zeiten rasch an die Grenzen der Schriftsprache stiess, soll an einigen Beispielen gezeigt werden. Dabei muss die Schriftsprache nicht zwingend Deutsch sein, man kann auch an die Grenzen des Lateins stossen. Im Freiburger Jesuitenkolleg des 17. Jahrhunderts wurden im Tagebuch nicht nur die kirchlichen Ereignisse festgehalten,

sondern bei ausserordentlichen Anlässen auch die Speisefolge notiert. So lesen wir unter den Einträgen zum 31. Juli 1611 folgendes Menu: «Hospites porro octo hac habuerunt. Offa, knötel, junges Fleisch von ein hühnlein, Carnem ordinariam, Anseres et pullos cum raphano, krauttorten, placentae. Postpastus Cerasa duracina, amygdalia, pyra, caseus. Tres horas sederunt.» Offenbar fehlte dem frommen Mann die Kenntnis der lateinischen gastronomischen Fachausdrücke, weshalb er sich sich mit den deutschen Begriffen behalf.

Zum Problem wurde die starke Verankerung der Küchensprache im Dialekt mit dem Aufkommen erster gedruckter Kochbücher. Der Autorin oder dem Autor musste der Spagat zwischen Schriftsprache und Verständlichkeit gelingen. Schön lässt sich dies an einem bernischen Beispiel zeigen. Ein «Bernerisches Koch-Büchlein» erschien erstmals 1745 und erlebte im Ancien Régime mindestens sieben Auflagen. 12 Der lange barocke Titel vermerkt ausdrücklich: «alles nach hiesiger Koch-Art und Sprach.» Die Sprache des Buches ist dem gesprochenen Berndeutsch noch sehr nahe. Das Buch wandte sich an einheimische Leserinnen und verwendete die in Bern geläufigen Namen für Produkte und Zubereitungsarten. In den besseren Kreisen Berns war zudem das Französische oder wenigstens ein mit französischen Wendungen durchsetztes Berndeutsch die übliche Umgangssprache. Die vielen verballhornten französischen Ausdrücke im Kochbuch zeugen von dieser Nähe zur gesprochenen französischen Sprache. So finden wir Allojoux als Verballhornung von Aloyau. Von Auflage zu Auflage wurde an der Sprache gefeilt, die Sätze wurden flüssiger und präziser, die Orthographie etwas vereinheitlicht und gelegentlich bemühte man sich darum, hochdeutsche Begriffe einzuführen. Im Rezept «Quittenschnitz einzumachen» erscheint die sonst Küttene genannte Frucht nicht unter ihrem berndeutschen Namen. Aus den Parillen werden Aprikosen, und die Kartoffeln verdängen langsam die Erdäpfel. Noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bleiben die Berner Kochbücher der gesprochenen Sprache jedoch sehr nahe; wichtig ist den Verfasserinnen vor allem, dass sie von den Berner Hausfrauen verstanden werden. Oder, wie es die Verfasserin eines 1835 erschienenen Kochbuchs ausdrückt: « [...] da wohl niemand in einem Kochbuch, wo sich's um Rezepte handelt, einen schönen und fehlerfreien Styl suchen wird.»¹³

In diesem Kochbuch des 19. Jahrhunderts wurde in späteren Auflagen ein Glossar notwendig, damit auch nichtbernische Hausfrauen das Buch benutzen konnten. Hier wird erklärt, dass «Anken» Butter bedeutet, «ausgetrölt» ausgewallt oder «Tamis» ein Haarsieb bezeichnet.

Das Idiotikon als Wörterbuch und Quelle

Es versteht sich von selbst, dass das Idiotikon für die Beschäftigung mit Quellen aus dem Umfeld der Ernährung unentbehrlich ist. Dabei ist unübersehbar, dass die lange Entwicklungsgeschichte dieses Wörterbuchs eine differenzierte Benutzung nahe legt. Die neuesten Bände bieten eine enzyklopädische Fülle von Informationen. Artikel wie «Wein» oder «Weinwarm» z. B. könnten die Grundlage einer Kulturgeschichte des Weines und der davon abgeleiteten Getränke bilden.

Die frühen Bände bieten neben den ausgewerteten schriftlichen Quellen auch eine Momentaufnahme aus der zweiten Hälfte des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. So erfahren wir im zweiten Band (1885), dass es sich bei «Hörnli» um «eine Art kurze, gebogene Maccaroni» handelt und der Begriff in den Anfängen der Stadt Zürich geläufig ist. 14 Wir befinden uns in der schweizerischen Teigwarenindustrie und der Eintrag im Idiotikon ist eine wichtige Quelle für das schwer fassbare Aufkommen der schweizerischen «Nationalnudel».

Der sechsten Band (1905) gibt Auskunft über die Verbreitung der Rösti: «Gesottene Kartoffeln, in Scheibchen geschnitten oder geraffelt, dann mit Butter oder Speck gebraten; sehr beliebte Speise, auf dem Land bes. am Morgen, in der Stadt am Abend genossen. B. doch nicht im M.. [Mittelland]». Wir sind offenbar zu Beginn des Jahrhunderts an einem Zeitpunkt, wo Name und Gericht über Bern hinaus und bis in die französischsprachige Schweiz bekannt werden: «... hat sich das Wort über seinen älteren Bereich hinaus ausgedehnt; es ist heute z.B. auch in den Speisewirtschaften von ZStdt [Stadt Zürich] vielfach üblich. La rösti sagt man auch in der welschen Schweiz (z. B. Val de Travers)».15

1909 erscheint endlich auch der (oder die) Cervelat. Wenn sich heute weitgehend, aber nicht ausschliesslich, die männliche Form durchgesetzt hat, so ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts die weibliche Form noch weit verbreitet.¹⁶

Diese Beispiele zeigen, dass im Idiotikon ein reiches volkskundliches Material vorliegt, das uns die Ernährungsgeschichte fünfzig Jahre vor dem Atlas der schweizerischen Volkskunde wenigstens teilweise erschliessen kann. Es bleibt zu hoffen, dass die Möglichkeiten des Idiotikons – und der anderen grossen schweizerischen Wörterbücher – genutzt werden und die Geschichte des kulinarischen Erbes aus dem Sumpf der sinnlosen Legenden befreit wird.

Anmerkungen

- 1 Lisette Rytz, Neues Berner Kochbuch. Bern 1835 (Reprint Genf 1982), S. 93
- 2 Ein frühes Rezept bei Conrad Gesner, Thierbuch Zürich 1563, f. CXXIIv
- 3 Stépane Boisseaux/Dominique Barjolle, La bataille des A.O.C. en Suisse. Lausanne 2004
- 4 Aloys Businger, Der Kanton Unterwalden. St. Gallen 1836. S. 45
- 5 Louis Vulliemin, Der Kanton Waadt. 2 Bde, St. Gallen 1847/49. Bd. 1, S. 285
- 6 Emanuel Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Band 2: Grindelwald. Bern 1908. S. 495
- 7 Alexander Buchhofer, Buchhofer's Schweizer Kochlehrbuch 6. Aufl., Bern 1923, S. 141
- 8 Jules Favre, Dictionnaire universel de cuisine pratique. [Paris 1894/1906] réédiion 2006. S. 582
- 9 http://www.kulinarischeserbe.ch/
- 10 Tiptopf. Interkantonales Lehrmittel für den Hauswirtschaftsunterricht. Bern/Rapperswil 2005
- 11 Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg. Handschriftenabteilung L 172 A2
- 12 Näheres im Vorwort von: «Neu-vermehrtes Bernerisches Kochbuch» (Hrsg. und Einleitung von François de Capitani). Reprint Hildesheim 2008 der Ausgabe Bern 1796
- 13 Lisette Rytz, Neues Berner Kochbuch. Bern 1835, Vorwort.
- 14 Idiotikon Bd. 2, Sp. 1618
- 15 Idiotikon Bd. 6, Sp. 1522
- 16 Idiotikon Bd. 4, Sp. 1344

Che ore sono? Das «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» als Quelle zur räumlich-zeitlichen Rekonstruktion der italienischen Zeit

Jakob Messerli

Im Vorfeld dieser Tagung ist das Bild von den nationalen Wörterbüchern als «Kathedralen des Wissens» gebraucht worden. 1 Eine Kathedrale zu bauen, ist ein ebenso aufwändiges wie zeitintensives Unterfangen. Das Berner Münster beispielsweise wurde 1421 in Angriff genommen und sein Turm 1893 vollendet. Verglichen mit diesen 472 Jahren Bauzeit für das Berner Münster nehmen sich die bisher 146 Jahre Arbeit am Idiotikon geradezu bescheiden aus. Eine Kathedrale wird durch eine Bauhütte gebaut. Diese besorgt nach Fertigstellung des Bauwerks seinen Unterhalt. Ich selber bin, um im Bild zu bleiben, bezüglich Kathedralen und Kathedralenbau ein Laie. Allerdings war ich in meiner Disziplin, der Geschichtswissenschaft, einmal auf einer eigenen Baustelle mit einem Problem konfrontiert, das ich alleine nicht zu meiner Zufriedenheit lösen konnte. Ich suchte nach externen Baufachleuten und fand diese in einer der Münsterbauhütten. Dort wurde ich kompetent beraten und konnte danach das Konstruktionsproblem bei meinem ganz anders gearteten Bauwerk auf eine zwar ungewohnte, aber elegante und stabile Art und Weise lösen.

In meinem Fall war die Kathedrale das «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» und die Bauhütte dessen Mitarbeitende und Materialien. Die folgenden Ausführungen sind ein Erfahrungsbericht über meinen Besuch in dieser Bauhütte. Vorgängig ist es aber nötig, mein damaliges Bauprojekt kurz vorzustellen. Ich beginne deshalb mit einer kurzen Darstellung des Systems der italienischen Zeit. In einem zweiten Abschnitt komme ich auf die Rekonstruktion des Verschwindens dieses Zeitsystems unter Zuhilfenahme von traditionellen Quellen der Geschichtsforschung zu sprechen. Der dritte Teil meiner Ausführungen zeigt dann, wie diese Rekonstruktion durch den

Beizug des «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» an Belastbarkeit und Verlässlichkeit gewonnen hat.

Raum und Zeit sind grundlegende Kategorien für die Geschichtsschreibung. Die Veränderung von Erfahrung, Vorstellung, Strukturierung und Nutzung von Raum und Zeit durch den Menschen ist in den letzten Jahrzehnten verstärkt ins Blickfeld der Geschichtswissenschaft gerückt. Ich habe mich in meinem Bauprojekt an der Schnittstelle von Sozialund Mentalitätsgeschichte mit der langfristigen Veränderung von Zeitwahrnehmung und Zeiteinteilung befasst.² Unsere Zeitstrukturen - Kalender, Tageseinteilung und Stundenzählung - sind heute auf dem Gebiet der ganzen Schweiz die gleichen. Und weltweit sorgt ein System von 24 Stundenzonen für eine verlässliche Synchronisation von Verkehr und Kommunikation. Diese einheitlichen Zeitstrukturen gibt es allerdings erst seit gut hundert Jahren. Noch im 18. und 19. Jahrhundert existierten selbst auf dem vergleichsweise kleinen Territorium der Schweiz ganz unterschiedliche Zeitnormen, die nach und nach einer einheitlichen Landeszeit Platz machen mussten.

Die italienische Zeit

Am stärksten vom heute gebräuchlichen Zeitsystem unterscheidet sich die sogenannte italienische Zeit, die seit dem Spätmittelalter südlich der Alpen galt. Erstaunt berichten Reisende im 18. Jahrhundert jeweils von der unterschiedlichen Tageseinteilung und Stundenzählung. So auch der Zürcher Pfarrer Hans Rudolf Schinz, der im späten 18. Jahrhundert durch die Leventina ins Tessin reiste: «Es wird nur blos in 6 Dorfschaften eine öffentliche Uhr auf dem Glockenthurm gehalten, namlich zu Airol, Brugnasco, Quinto, Faido, Giornico und Bodio, und nur zu Airol werden nach deutscher Art die Stunden gezehlt - in den überigen Orten berechnet man die Tageszeit nach italienischer Weise, es hält sehr schwer hierin eine Abänderung zu treffen, wann man sich an die eine oder andere Art gewöhnt ist, so bleibt man gern dabey, und weil in der ganzen welschen Schweiz die italienische Zeit-Rechnung in Uebung ist, so will ich hier einen Begriff von dem Unterschied der deutschen und welschen Art die Stunden zu zehlen [...] zusammenziehen.» Die italienische Stundenzählung, fährt Schinz fort, beginne nicht etwa am Mittag beim höchsten Sonnenstand, sondern am Abend bei Sonnenuntergang und es würden durchgehend 24 Stunden gezählt. «Wann nun die Nacht zehen Stunden dauert, und der Tag 14 Stunden lang ist, so spricht man, die Sonne gehe um 10 Uhr auf, und es seye um 17 Uhr Mittag. Mittag und Mitternacht, welche bey den Deutschen den Anfang und das Mittel des Tags machen, stimmen bey den Italienern mit ihnen nur alsdann überein, wann Tag und Nacht gleich ist – Mittag ist es alsdann um 18 Uhr, und die Sonne geht Ihnen um 24 Uhr unter, wann die Deutschen 6 Uhr zehlen. Da nun der Untergang der Sonne alle Tage anderst fällt, so sieht man leicht, dass Mitternacht und Mittag jeden Tag dem nächst vorhergehenden Untergang der Sonne näher oder weiter davon entfernt seyn müssen als den andern Tag.»³ Die italienische Zeit ist in einem gewissen Sinne konkreter als die deutsche: Der Beginn der Stundenzählung beim Eindunkeln ist für jedermann ohne Zuhilfenahme von Geräten augenfällig. Und in einer Gesellschaft ohne weitreichende künstliche Beleuchtung ist der Beginn der Nacht eine einschneidende Zäsur. Unabhängig von der Jahreszeit fällt diese in der italienischen Zeit immer auf den gleichen Zeitpunkt.

Während eine mechanische Uhr die italienische Zeit nicht anzeigen kann - sie muss täglich etwas vor- oder nachgestellt werden – kann eine Sonnenuhr so konstruiert werden, dass an ihr, unabhängig von der Jahreszeit, immer die genaue italienische Zeit abgelesen werden kann (vgl. Abb. 1, S. 130). Im Tessin und in Italien begegnet man vielerorts noch heute so gebauten Sonnenuhren.

Nicht nur Hans Rudolf Schinz, auch der wohl bekannteste Italienreisende des 18. Jahrhunderts, Johann Wolfgang von Goethe, kämpfte mit den Tücken der italienischen Zeit. Um sie zu meistern, verfertigte er sich 1786 in Verona sogar eine ausgeklügelte Umrechnungstabelle, die in seiner «Italienischen Reise» abgedruckt und ausführlich erläutert ist (vgl. Abb. 2, S. 130).4

Noch am Übergang zum 19. Jahrhundert war die italienische Zeit im Tessin flächendeckend im Gebrauch. Dies zeigt beispielsweise ein Bericht von Aloys Jost, der 1799 im Auftrag des helvetischen Direktoriums über den Gotthard nach Süden reiste und verwundert feststellte, dass es erstens jenseits des Gotthards nur wenige Freunde der helvetischen Republik gab und zweitens sich die Bewohner des Tessins nach einer abweichenden Tageseinteilung und Stundenzählung richteten. Dem Vertreter des

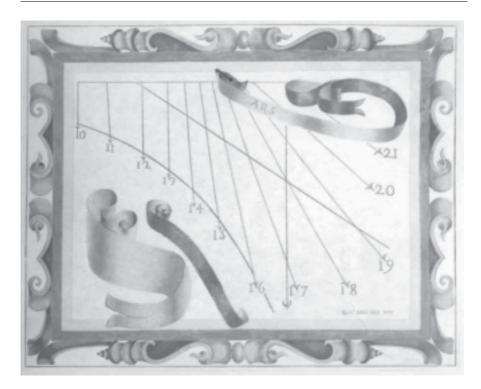


Abbildung 1: Sonnenuhr für die Anzeige der italienischen Zeit an der Casa Tencella in Bissone (18. Jhd.). Die Spitze des Schattens fällt am Mittag auf die vertikale Linie (Mittagslinie), im Dezember kurz vor 20 Uhr, im Juni um 16 Uhr italienischer Zeit. (Foto aus Dall'Ara, Luciano (1999): L'ombra del sole. Storia e lettura della meridiana in Ticino, Bellinzona: Casagrande, S. 63)

neuen Einheitsstaates war dies ein Dorn im Auge und er empfahl – wenn das Tessin denn überhaupt ein Teil Helvetiens bleiben solle – zur Förderung der Einheit nachdrücklich eine Anpassung an die nördlich der Alpen gebräuchlichen Zeitstrukturen.⁵

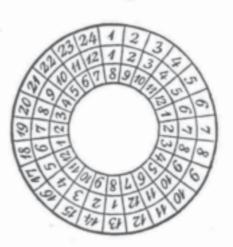
Das Tessin hat sich noch um 1800 flächendeckend nach der italienischen Zeit gerichtet. Irgendwann im Laufe des 19. Jahrhunderts muss die italienische Zeit der deutschen gewichen sein. Spätestens mit der Eröffnung des Gotthardtunnels 1882 ist die italienische Zeit dann obsolet geworden. Es ist nämlich nicht möglich, einen verlässlichen Fahrplan im System der italienischen Zeit aufzustellen. Die Fragen, auf die ich Antworten suchte, waren: Wann, wo und warum ist die italienische Zeit im Tessin verschwunden? Und in welchem räumlich-zeitlichen Verlauf erfolgte dieser Prozess?

VERGLEICHUNGSKREIS

der

italienischen und deutschen Uhr, auch der italienischen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Mittag



Mitternacht

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde,

Monat	Tag	Wird Nacht nach unserm Zeiger	Ist Mitternscht aledann um
August	I	81/,	31/4
-	15	8	4.,
Sept.	1	7"/1	41/4
Okthe.	15	7	5.,
Owipe.	1	67,	574
Nov.	15	-1/	617
1404.	1.	571	61/0
_	1 45		7

und ist Nacht Mitternacht Desember Januar .

Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monst	Tag	Wird Nacht nach unserm Zeiger	Ist Mitternacht siedenn um
Febr.	1	51/4	61/.
-	15	6	6
Mära	1	6%	51/0
-	15	7	5
April	1	21/4	41/4
-	15	8	4
Mai	1	81/4	31/+
-	15	0	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

Mitternache

Abbildung 2: Goethes Umrechnungstabelle zwischen italienischer und deutscher Zeit aus dem Jahre 1786. (Goethe, Johann Wolfgang von (1974): «Italienische Reise», in: Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 11, München: Beck, S. 49)

Das Verschwinden der italienischen Zeit im Tessin

Ich versuchte auf verschiedenen Wegen, diese Fragen zu beantworten und benutzte dazu Quellen, wie sie in der Geschichtswissenschaft üblich sind. In einem ersten Schritt analysierte ich ein umfangreiches Inventar der Sonnenuhren im Tessin. Es gibt Sonnenuhren, die nur die italienische Zeit anzeigen, solche für die Anzeige der italienischen und der deutschen Zeit und schliesslich solche, die nur die deutsche Zeit anzeigen. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden Sonnenuhren häufig für die Anzeige sowohl der italienischen als auch der deutschen Zeit gebaut, nach 1840 in der Regel nur noch für die Anzeige der deutschen Zeit. Die Baujahre der Sonnenuhren legen nahe, dass die Ablösung der italienischen durch die deutsche Zeit im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erfolgte.⁶

Eine Untersuchung von Zeitangaben in Volkskalendern präzisierte diesen ersten Befund. In Volkskalendern wurde eine Vielzahl von Zeitangaben gemacht: Vom genauen Beginn der vier Jahreszeiten über den Zeitpunkt und die Dauer von Sonnenfinsternissen und Mondphasen bis hin zu den Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Postkutschen. Bis etwa 1780 erfolgen diese Zeitangaben in den Tessiner Volkskalendern ausschliesslich nach italienischer Zeit. In den zwei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kommen vereinzelt Zeitangaben nach deutschem System vor. Und zwischen 1800 und 1820 existieren dann in den Volkskalendern beide Arten der Zeitangabe nebeneinander. Ab 1820 erfolgen Zeitangaben in Tessiner Volkskalendern nur noch ausnahmsweise nach italienischer Zeit, die deutsche Zeit dominiert klar.⁷

Ich habe in der Folge weitere serielle Quellen ausgewertet. Sowohl in Sitzungsprotokollen des Tessiner Grossen Rates als auch in Notariatsakten bestätigt sich der Befund: Zeitangaben erfolgen ab den 1820er Jahren grossmehrheitlich im System der deutschen Zeit. Gab es vielleicht einen obrigkeitlichen Beschluss über die im Tessin geltende Zeit? Auf kantonaler Ebene ist im Tessin nie über die Einführung der deutschen Zeit beschlossen worden, auf kommunaler Ebene dagegen schon. In Lugano beispielsweise entschieden die städtischen Behörden 1818, die italienische Zeit aufzugeben. Die Begründung dafür im Protokoll ist aufschlussreich: «In Anbetracht des Umstandes, dass in allen geordneten Städten und sogar in den weni-

ger gebildeten Ländern die Uhren nach deutscher Art gerichtet werden. Und in Anbetracht des Umstandes, dass dies die sicherere und bequemere Art ist, sie zu richten und der Bevölkerung möglichst genau zur Verfügung zu stellen, hat die städtische Behörde beschlossen, die Uhr von San Lorenzo nach deutscher Art richten zu lassen.»8

Folgt man den bisher präsentierten Quellen, lässt sich die Frage, wann die italienische Zeit im Tessin durch die deutsche abgelöst wurde, einfacher beantworten, als vermutet: offenbar um 1820. Doch Zweifel sind angebracht. Die Stadtregierung Luganos, das kantonale Parlament, vermögende Auftraggeber für den Bau von Sonnenuhren, sie alle gehörten zu den Eliten des jungen Kantons und dürften für die ländliche und in abgelegenen Tälern wohnende Bevölkerung in Bezug auf den Gebrauch einer Zeiteinteilung kaum repräsentativ sein. Und selbst im formal traditionellen Volkskalender wurden vielfach moderne Inhalte zu vermitteln versucht. Was in Lugano, Bellinzona und Locarno galt, hat die peripheren Gebiete des Kantons vielleicht wenig betroffen. Darauf deutet auch die Information von Stefano Franscini hin, der 1835 in seiner Beschreibung des Kantons Tessin erwähnt, dass das Zählen der Tagesstunden nach italienischer Weise noch allgemein in Gebrauch sei. Eine Ausnahme bildeten Lugano, Bellinzona und einige weitere Gemeinden, die die bequemere deutsche Weise angenommen hätten.9 Vereinzelte Quellenfunde bestätigen Franscinis Einschätzung und zeigen, dass die italienische Zeit ausserhalb der kleinstädtischen Zentren offenbar immer noch gebräuchlich war. Beispielsweise luden die Gemeindebehörden von Biasca 1849 «ad un ora di notte» zu einer Versammlung. 10 1855 wurde in Cavergno ein Testament «alle ore 17 diciasette italiane» ausgefertigt.¹¹ Und 1858 wurden in Giornico im neuen Bewässerungsreglement noch alle Zeitangaben nach italienischer Zeit gemacht.12

Neben den regionalen Unterschieden gilt es zu beachten, dass Veränderungen im Wahrnehmen, Bestimmen und Strukturieren von Zeit langsam ablaufende Prozesse sind. Die in einer Gesellschaft oder in einer Gruppe gebräuchliche Tageseinteilung und Stundenzählung verändert sich nicht schlagartig. Schon der vorhin zitierte Hans Rudolf Schinz hatte zur Stundenzählung und Tageseinteilung festgestellt: «wann man sich an die eine oder andere Art gewöhnt ist, so bleibt man gern

dabey». ¹³ Dass dem so ist, bestätigt auch die Entwicklungspsychologie und -soziologie. Die menschliche Erfahrung und Entwicklung dessen, was wir als Zeit bezeichnen, ist immer sozial vermittelt. Menschen müssen in ihren ersten Lebensjahren «die Zeit lernen», das heisst, sie müssen ein kompliziertes System von Strukturen, Begriffen, Repräsentationen und Geräten lesen und verstehen lernen. Norbert Elias spricht in diesem Zusammenhang von der Zeit als einem «Zivilisationszwang», der zusammen mit anderen Zwängen den «sozialen Habitus» eines Menschen ausmache. Dieser soziale Habitus wird in einem langen, Generationen übergreifenden Lernprozess entwickelt. ¹⁴

Berücksichtigt man diese Überlegungen, so ist zu vermuten, dass obrigkeitliche Beschlüsse und moderne Kalenderinhalte kaum dazu geführt haben dürften, dass sich die Menschen von einem Tag auf den anderen oder auch nur von einem Jahr aufs andere in ihrem Alltag nach einer neuen Zeitstruktur richteten. Diese Veränderungen sind langsam ablaufende Prozesse. Dies hatte übrigens bereits Goethe 1784/85 während seiner Italienreise bemerkt. Ihm war aufgefallen, dass sowohl in Florenz als auch in Mailand zwar die öffentlichen Uhren alle nach dem deutschen System gerichtet waren, die Menschen aber ihre Taschenuhren weiterhin nach italienischer Zeit richteten und sich in ihrem Alltag danach orientierten.¹⁵

Meine Frage nach dem Zeitpunkt, der räumlichen Ausdehnung und den Umständen der Ablösung der italienischen durch die deutsche Zeit im Tessin lässt sich aufgrund der bisher präsentierten traditionellen Quellen grob so beantworten: In den kleinstädtischen Zentren verschwand die italienische Zeit offenbar um 1820, während in peripheren Gegenden die italienische Zeit bis in die 1850er Jahre weiterhin in Gebrauch war. Weil aber Tageseinteilung und Stundenzählung Teil der Mentalität sind, kann davon ausgegangen werden, dass der Übergang von einem System zu einem anderen ein langsam und regional unterschiedlich verlaufender Prozess war.

Beim Versuch, diesen Übergangsprozess besser zu verstehen, stiess ich mit den bisher verwendeten Quellen an Grenzen. Grenzen, die einerseits in den Quellen selbst lagen, Grenzen aber auch arbeitsökonomischer Art. Serielle Quellen auf Zeitangaben zu untersuchen, ist ein zeitaufwändiges Unterfangen. In dieser Situation machte ich Bekanntschaft mit dem «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana». ¹⁶

Das «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» als Quelle

Ich arbeitete zu dieser Zeit oft in der Nationalbibliothek in Bern und suchte deshalb zuerst einmal dort nach dem «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana». Im Regal standen die ersten beiden Bände und der zweite Band endete mit dem Buchstaben B. Für T wie tempo wurde ich deshalb in den damals publizierten Bänden des «Vocabolario» nicht fündig. Über den Vereinskatalog der Nationalbibliothek stiess ich indessen auf die Fragebogen, welche die Redaktion des «Vocabolario» im frühen 20. Jahrhundert seinen Korrespondenten jeweils zugeschickt hatte. Mehrere Fragebogen befassten sich 1923 mit Raum und Zeit. Frage 5 im Fragebogen 215 lautete unter anderem:

«Si contano costí le ore per ventiquattro da una mezzanotte all'altra, oppure si dividono in dodici antimeridiane (della mezzanotte al mezzogiorno) e dodici pomeridiane (dal mezzogiorno alla mezzanotte)? Usa, o usava, costí contar le ore dal levare del sole, o invece dal tramonto? Si dice son le ventiquattro o sim., per indicare l'ora in cui suona l'avemmaria della sera, e le ventitré l'ora precendente? Come si domandano le ore? si dice *che ora* è? oppure *che ore sono*?»¹⁷

Das waren genau meine Fragen! Gestellt im Jahre 1923 an meist ältere Gewährsleute. Für mich und meine Fragestellung war dies ein direkter Draht in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das «Vocabolario» hatte damals seinen Sitz noch in Lugano, an der via Zurigo 9. Bei meinem Besuch erläuterte mir Rosanna Zeli, die damalige Leiterin der Redaktion, kurz Struktur und Besonderheiten des «Vocabolario» und legte mir die Schachtel mit den Antwortzetteln auf die Frage 5 im Fragebogen 215 vor. Rund 30 Korrespondenten hatten die Frage beantwortet. Die meisten gaben an, dass in ihrem Ort 2 mal 12 Stunden mit Beginn am Mittag und um Mitternacht gezählt werden. Aufschlussreicher waren die wenigen abweichenden Antworten.

Der Gewährsmann aus Peccia im Val Lavizzara, einem der hintersten Seitentäler der Valmaggia, berichtete, dass noch bis vor etwa 60 Jahren – das heisst bis in die 1860er Jahre – die italienische Zeit im Gebrauch gewesen sei: «Si usava ancora contar le ore da una a ventiquattro, partendo dal calar della notte.»¹⁸

Und aus Soazza im Val Mesolcina berichtete der Gewährsmann, er selber wisse zwar nicht genau, wie man die Stunden gezählt habe, aber eine alte Frau kenne noch die italienische Zeiteinteilung.¹⁹ Dieses Beispiel zeigt, was ich vorhin mit dem sozialen Habitus und der Mentalität angesprochen habe: Tageseinteilung und Stundenzählung werden im Sozialisationsprozess gelernt und sind Teil davon.



Abbildung 3: Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana. Fragebogen 215/5 rot: Stundenzählung 1-24, Beginn der Stundenzählung beim Beginn der Nacht grün: un'ora di notte / due ore di notte braun: bass'ora

Auch in Linescio im Valle di Campo, einem anderen Seitental der Valmaggia, war die Erinnerung an die italienische Zeit 1923 noch vorhanden. Ebenfalls in Broglio, das wie Peccia im Val Lavizzara liegt. Der Korrespondent schrieb: «Tuttavia, un tempo, per indicare le ore, si usavano alcuni termini speciali: le 22, le 21, le 20, le 19, le 18. Si deducavano dal tramonto del sole, o meglio dall'ombra che giungeva ad una montagna, ad un ponte, ad una chiesa ecc. Le 18 indicavano 6 ore avanti la notte; le 19 cinque ore prima; le 20 quattro ore prima; le 21 tre ore prima; le 22 due ore prima; di questi modi di dire è ancora rimasto l'ultimo, quello delle 22.» Noch 1923 wurde also in Broglio der Ausdruck «le 22» verwendet, um den Zeitpunkt von 2 Stunden vor dem Einnachten zu bezeichnen.²⁰

Weit verbreitet waren 1923 auch noch die Ausdrücke «un'ora di notte» und «due ore di notte». Beide sind Überbleibsel der italienischen Zeit und bezeichnen den Zeitpunkt von einer oder zwei Stunden nach dem Eindunkeln. Gegen 20 Belege finden sich für diese Bezeichnungen, meist aus peripheren Orten. Auch für den Ausdruck «bass'ora» für den Nachmittag finden sich mehrere Belege. Auch er ist ein Überbleibsel aus dem System der italienischen Zeit und besagt, dass am Nachmittag die Anzahl der Stunden niedrig ist, die bis zum Tagesende bleiben.

Mit Hilfe der Antworten der Korrespondenten des «Vocabolario» lässt sich die Frage nach dem räumlich-zeitlichen Verlauf des Übergangs von der italienischen zur deutschen Zeit im Tessin nun wesentlich präziser beantworten. Dieser langsame Übergang gewinnt an Kontur. In den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts richtete sich das Tessin noch grossmehrheitlich nach der italienischen Zeit. In den 1820er Jahren hatte sich die deutsche Zeit im offiziellen Gebrauch durchgesetzt. In den folgenden Jahrzehnten und bis in die 1860er Jahre orientierte man sich in den Zentren längst nach der deutschen Zeit, während diese erst nach und nach in den ländlichen und peripheren Gebieten des Kantons an die Stelle der italienischen trat. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts richtete sich dann auch das Tessin nach der deutschen Zeit. Allerdings finden sich bis ins 20. Jahrhundert hinein Restbestände der italienischen Zeit hauptsächlich in abgelegenen Gebieten. Der langsame Übergang von einer Zeitstruktur zu einer anderen und sein räumlich-zeitlicher Verlauf ist Ausdruck sowohl der regionalen

Ungleichzeitigkeit als auch der Trägheit von sozialem Habitus und Mentalität.

Das Verschwinden der italienischen Zeit und deren Ablösung durch die deutsche kann als Indikator für die Einbindung in überregionale Markt- und Verkehrszusammenhänge und dem damit einhergehenden Bedürfnis nach effizienterer zeitlicher Synchronisation der menschlichen Tätigkeiten betrachtet werden. Mit anderen Worten als Indikator für den Modernisierungsprozess. Ein vergleichender Blick noch weiter in den Süden scheint diese Annahme zu bestätigen: Der «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz» von Karl Jaberg und Jakob Jud zeigt, dass in den 1920er Jahren die italienische Zeit auch in Norditalien vollständig verschwunden war. In den mittelitalienischen Abruzzen, in Süditalien und auf Sizilien finden sich aber noch eine Vielzahl von Belegen für ihren Gebrauch.²¹

Damit komme ich zum Schluss und zum Fazit meines Erfahrungsberichts. Der Übergang von der italienischen zur deutschen Zeit im Tessin im 19. Jahrhundert lässt sich zwar mit Hilfe traditioneller Quellen rekonstruieren. Weil aber Tageseinteilung und Stundenzählung – oder allgemeiner Zeitstrukturen - Konstrukte sind, die eng mit unserer Mentalität verbunden sind, bleibt diese Rekonstruktion wenig aussagekräftig, insbesondere lässt sich der räumlich-zeitliche Verlauf des Prozesses nur schwer fassen. Erst die Zuhilfenahme von Quellen, in denen diese Mentalität selbst einen Niederschlag gefunden hat, ermöglicht ein besser konturiertes Bild und eine präzisere räumlich-zeitliche Rekonstruktion. Diese Quellen fand ich im «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana». Und einen letzten Punkt möchte ich hervorstreichen: Die Suche nach Hinweisen auf den Übergang von der italienischen zur deutschen Zeit in traditionellen seriellen Quellen entspricht der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen und überzeugt deshalb arbeitsökonomisch wenig. Demgegenüber hatten die Sprachwissenschaftler des «Vocabolario» mir den grössten Teil der Arbeit längst abgenommen. Der Heuhaufen war sortiert, die Nadeln herausgesucht und nach Grösse geordnet abgelegt, ich musste sie nur noch in den Archivschachteln heraussuchen. Dazu genügte ein Nachmittag. Kathedralen sind grossartige Gebäude. Mindestens ebenso grossartig sind ihre Bauhütten. Für Historiker und Historikerinnen lohnt es sich zuweilen, dort vorbeizuschauen.

Anmerkungen

- 1 Moretti, Bruno (2008), «Die Nationalen Wörterbücher Kathedralen des Wissens», in: Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, 1, S, 22-24.
- 2 Messerli, Jakob (1995), Gleichmässig, pünktlich, schnell. Zeiteinteilung und Zeitgebrauch in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Zürich: Chronos. Dort auch ausführliche Literaturangaben.
- 3 Schinz, Hans Rudolf (1784), Beyträge zur nähern Kenntnis des Schweizerlandes, Heft 2, Zürich: Johann Caspar Füessly, S. 188-190.
- 4 Goethe, Johann Wolfgang von (1974): «Italienische Reise», in: Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 11, München: Beck, S. 47-49.
- 5 Bundesarchiv, Helvetische Republik, Bd. 509 (Inneres, Kantonsbehörden), Bericht betreffend die Cantone Bellenz u. Lauis, eingeschikt dem Vollziehungs Direktorium der Helvetischen Republik von seinem Komissär Aloys Jost, den 13ten Merzen 1799, S. 503, 505.
- 6 Messerli (1995), S. 25-26.
- 7 Messerli (1995), S. 26.
- 8 Archivio storico communale, Lugano, Registro delle Risoluzioni della Municipalità della Commune di Lugano 1815-1820, 13. Mai 1818, Übersetzung JM.
- 9 Franscini, Stefano (1835), Der Canton Tessin, historisch, geographisch, statistisch geschildert, St. Gallen, Bern: Huber, S. 258.
- 10 Ruspini, Sanzio (1993): «Biasca dal 1854, ben regolata' e ,colta'» in: Tre Valli. Rivista d'informazione, d'attualità e storia delle Valli Riviera, Leventina, Blenio, 5, S.
- 11 Archivio communale, Cavergno, Testament Maria Zanini, 28 maggio 1855.
- 12 Ruspini, Sanzio (1994): «Le peripezie dell'ora italica in un ,rodolo' di Giornico» in: Tre Valli. Rivista d'informazione, d'attualità e storia delle Valli Riviera, Leventina, Blenio, 7, S. 11.
- 13 Schinz (1784), S. 188.
- 14 Elias, Norbert (1984), Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II, Frankfurt am Main: Suhrkamp; zur Entwicklungspsychologie: Piaget, Jean (1980), Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde, Stuttgart: Klett-Cotta.
- 15 Goethe, Johann Wolfgang (1788), «Auszüge aus einem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden von den Jahren 1784 und 1785», in: Der Teutsche Merkur, 4. Quartal, S. 49.
- 16 Jon Mathieu hatte mir von seinen Erfahrungen mit den Nationalen Wörterbüchern erzählt und mich auf das Vocabolario aufmerksam gemacht.
- 17 Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana, Questionario 215 [1923], S. 3.
- 18 Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana, Material zum Begriff «ora»,
- 19 Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana, Material zum Begriff «ora», Soazza.
- 20 Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana, Material zum Begriff «ora», Linescio, Broglio,
- 21 Jaberg, Karl, Jud, Jakob (1929), Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz, Bd. 2, Zofingen: Ringier, Karte 339.

Häftlimacher & Co. – Ohne Idiotikon keine Wortgeschichten auf DRS1

Christian Schmid

Bei Schweizer Radio DRS1 sind zwei Rubriken im Programm, in denen die verantwortlichen Redaktoren Fragen von Hörerinnen und Hörern beantworten. Seit 1995 gibt der Briefkasten der Mundartsendung «Schnabelweid» während sieben bis acht Minuten Antwort auf Hörerfragen zum Thema Sprache. In den ersten Jahren gab es nur einen Briefkasten pro Monat, seit über fünf Jahren wird er jede Woche ausgestrahlt, ausgenommen in den Ferienmonaten Juli und August.

Seit fünf Jahren ist auf DRS1 von Montag bis Freitag jeden Mittag um 11.40 Uhr die «Mailbox» im Programm. In der «Mailbox» beantwortet die verantwortliche Redaktorin bzw. der Redaktor *eine* Hörerfrage. Für die Antwort stehen zwei bis drei Minuten zur Verfügung. Obwohl bei der «Mailbox» der Fragebereich nicht thematisch eingeschränkt ist, betreffen mehr als die Hälfte der eingehenden Fragen das Thema Sprache. Bei beiden Rubriken gehen deutlich mehr Fragen ein, als beantwortet werden können.

Der Redaktor muss sich in vergleichsweise kurzer Zeit mit Hilfe von Nachschlagewerken, Spezialliteratur, dem Internet und im Gespräch mit Experten kundig machen und die Antwort unter Vermeidung von elaboriertem Fachvokabular in der Mundart als spannende und unterhaltende Geschichte so formulieren, dass man sie nach einmaligem Hören verstanden hat. Ist die Antwort formuliert, spricht sie der Redaktor im Studio ein, schneidet die Aufnahme und stellt den fertigen Beitrag, mit Moderations- und Onlinetext versehen, im digitalen Archiv bereit. Nachdem der Beitrag gesendet worden ist, kann man die «Mailbox», nicht aber den «Schnabelweid-Briefkasten», während einigen Tagen im Internet hören oder als Podcast herunterladen. Beide, «Schnabelweid-Briefkasten» und «Mailbox», werden auf DRS Musikwelle ein zweites Mal ausgestrahlt.

Während bei Fragen, welche nicht die Sprache betreffen, oft die Hilfe einer Fachperson nötig ist – z. B. bei der Frage «Was ist Barchent?» ein Fachlehrer der Schweizerischen

Textilfachschule in Zürich, oder bei der Frage «Weshalb hat es in der Berner Zungenwurst keine Zunge?» ein Fachlehrer der Fachschule für Metzgerei in Spiez –, werden Sprachfragen in der Regel ohne Mithilfe von auswärtigen ExpertInnen bearbeitet. Beide Redaktoren der Mundartsendung «Schnabelweid» und ein Redaktor der «Mailbox» sind dialektologisch geschulte Germanisten.

Fragen zum Thema Sprache – nur sie interessieren hier – betreffen zum grössten Teil die Mundarten der deutschen Schweiz, seltener die Standardsprache, selten andere Mundarten oder Sprachen. Sie lassen sich in drei Gruppen einteilen:

- Am häufigsten werden Fragen gestellt zur Herkunft und Bedeutung von Mundartwörtern, von mundartlichen Ausdrücken und Redewendungen. Seltener wird nach Orts- Flur- und Strassennamen, nach Familiennamen oder Koseformen von Vornamen, wie z. B. Bääbeli oder Setteli, gefragt.
 - Typische Fragen dieser Gruppe lauten etwa: «Woher kommt das Wort Abtrett oder Abtritt für WC?». Oder etwas ausführlicher: «Auf verschiedenen Weihnachtsmärkten im Dezember 2006 wurden Amediisli verkauft. Das ist eine besondere Art von Handschuhen. Sie reichen bis zur Mitte der Finger und sind dann offen für vier Finger; für den Daumen gibt es seitlich eine besondere Öffnung. Woher kommt das Wort Amediisli?» Oder als letztes Beispiel: «Woher kommt die abschätzig gemeinte Bezeichnung Hudigääggeler für ein Volksmusikstück?»
- 2) Deutlich seltener sind Fragen, welche die richtige Mundartform oder den richtigen Mundartgebrauch betreffen. Sie erwachsen oft aus Ärger über Wandelerscheinungen, welche als Verschlechterung oder gar Verluderung der Mundartkompetenz interpretiert werden.
 - Typisch für diese Gruppe sind Fragen wie: «Immer wieder stelle ich fest, dass Sprecher und Gesprächspartner am Radio sagen *ich bi überzoge*. Richtig muss es doch heissen *ich bi überzügt*. Woher kommt diese Saumode?» Oder: «Immer häufiger höre ich Mehrzahlformen von Wörtern wie *Frauene*, *Muurene*,

- Tüürene. Woher kommt diese Mehrzahlform: ist sie alt oder eine moderne Modeerscheinung?»
- Am seltensten sind Fragen, welche das Sprachsystem betreffen, also Fragen zur Grammatik oder zur Wortbildung. Fragen zu dieser Gruppe lauten etwa: «In unseren Mundarten fehlt ja bekanntlich die Vergangenheitsform. Ich kann in der Mundart nicht sagen ich war, ich hatte. Dazu habe ich zwei Fragen: Wurde die Vergangenheitsform in unseren Mundarten nie ausgebildet oder ging sie verloren? Fehlt die Vergangenheitsform nur in unseren oder auch in österreichischen und deutschen Mundarten?» Oder: «Als Bernerin sage ich si het gseh, dass ers het gnoo oder si het gluegt, dass si isch ichechoo. Im Hochdeutschen sagt man jedoch dass er es genommen hat oder dass sie hineingekommen ist. Weshalb ist das so und ist das nur im Berndeutschen so?»

Laieninteresse und Sprachwissenschaft

Die Hörerschaft von Schweizer Radio DRS1 ist, so müssen wir nach mehr als zehn Jahren Erfahrung mit Antwortrubriken auf Hörerfragen feststellen, ausserordentlich sprachinteressiert. Besonders ausgeprägt ist das Hörerinteresse im Bereich der Mundarten. Allerdings deckt es sich in keiner Weise mit den Forschungsinteressen der systematischen Sprachwissenschaft. Die Sprachwissenschaft steht heute, wie viele andere Geistes- oder Kulturwissenschaften, stark unter dem Einfluss universalistischer und naturalistischer Theorien, welche nach den Worten des Philosophen Peter Janich «die Alleinzuständigkeit der Naturwissenschaften für den Gegenstand Kultur»¹ behaupten. In den abstrakten Modellen und Kalkülen einer vor allem an Grammatik und Universalgrammatik, also an der Sprache hinter der Sprache interessierten Linguistik verliert sich das Laieninteresse wie in einem «Sack voll Tod»².

Erschwerend kommt hinzu, dass die moderne Sprachwissenschaft, im Gegensatz zur modernen Naturwissenschaft oder auch zur modernen Geschichtswissenschaft, interessierte Laien weitgehend ignoriert. Die meisten Einführungsbücher, wie das eben erschienene, hervorragende «Was ist Sprache?»

von Jürgen Trabant, sind für Laien wenig geeignet, weil sie zu viel Fachwissen voraussetzen.

Wer in einer Buchhandlung vor dem Regal für Einführungen in die Sprachwissenschaft steht, glaubt sich um Jahrzehnte zurückversetzt. Er sieht, lässt er sich nicht von den neuen Einbänden täuschen, dieselben Bücher dort stehen wie vor dreissig Jahren. In ihnen werden dieselben bis zur Nutzlosigkeit trivialisierten Kommunikationsmodelle sowie Grammatik- und Semantikformalismen hergebetet wie vor anno Tobak.

Neuere postformalistische, holistische Ansätze, welche Sprache als welthaltig begreifen, d. h. mit den Gegenständen der Welt, von denen sie handelt, und den Praktiken ihres Gebrauchs konstitutiv verwoben, sucht man dort vergeblich. Einführungsbücher, welche für eine Überwindung des Formalismus plädieren, wie «Die Sprache und das Ganze. Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie» von Georg W. Bertram und «In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus» von einem Autorenkollektiv sind für Laien nicht lesbar.

Die meisten Fragen der Hörerinnen und Hörer von Schweizer Radio DRS1 lassen auf ein Interesse schliessen, das Sprache als Kulturleistung und kulturell geprägtes Phänomen versteht. Es entzündet sich an konkreten Besonderheiten und Unterschieden, vor allem im Bereich des Wortschatzes und der idiomatischen Wendungen, nicht an abstrakten Universalien, deren genetische Bedingtheit behauptet oder sogar dreist hergelogen wird.

Sprache als kulturelles Phänomen wird für die fragenden Laien vor allem fassbar an Wörtern, Ausdrücken und Redewendungen, die sich innerhalb von Generationen verändern können, die veralten, verschwinden oder verschwunden sind. Erfahrbare oder konkret erlebte Veränderungen, die Missverständnisse oder Nichtverstehen zur Folge haben, führen zu konkreten Fragen wie «Woher kommt das Wort eiere für "pflügen", das mein Grossvater noch brauchte?», «Was meint eigentlich der Ausdruck goppel namaal, den meine Thurgauer Mutter oft brauchte?» oder «Was meinte meine Grossmutter genau, wenn sie sagte nüüt für uguet?» Nicht selten äussert sich in einer Frage auch Erstaunen darüber, dass man Wörter einfach brauchen kann, ohne zu wissen, was sie eigentlich heissen, z. B. in der Frage: «Warum verstehe ich den Ausdruck

ufpasse win e Häftlimacher, obwohl ich nicht weiss, was ein Häftlimacher ist?»

Die Laien fühlen sich mit ihren Interessen von der Sprachwissenschaft nicht nur im Stich gelassen, weil Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft nicht gerade gross im Schwang ist, sondern auch, weil die Sprachwissenschaft, ausser im Forschungsansatz «Wörter und Sachen» zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eigentlich nie eine genuine Wortwissenschaft ausgebildet hat. George A. Miller, der Autor des Buchs «Wörter. Streifzug durch die Psycholinguistik» stellt fest:

«Ein wissenschaftliches Interesse an Wörtern verfolgen [...] nur relativ wenige Menschen. Wörter fallen normalerweise in den Bereich der Literaturwissenschaftler. Der Gedanke, dass es eine eigene Wissenschaft der Wörter geben könnte, kommt vielen wie ein Oxymoron vor.»3

Nun kann man zu recht einwenden, dass just in der deutschschweizerischen Dialektologie dieser Vorwurf fehl am Platz ist. Mit dem Schweizerischen Idiotikon und dem Sprachatlas der deutschen Schweiz liegen nicht nur zwei hervorragende Grundlagenwerke für Wortinteressierte vor, es gibt mit den Beiträgen zur schweizerdeutschen Mundartforschung auch eine ganze Reihe von Monographien zu Orts- und Regionalmundarten und über ein Dutzend, auch bei Laien sehr beliebte. regionale Mundartwörterbücher.

Weshalb braucht es denn einen «Schnabelweid-Briefkasten» und eine «Mailbox» auf DRS1, wenn jede bzw. jeder Interessierte selbst nachschlagen könnte?

Der Grund ist nicht nur die Bequemlichkeit der Fragenden. Die vor allem für Laien verfassten regionalen Wörterbücher geben wohl Antwort auf die Frage «Was heisst eigentlich das Wort A oder B?», aber in der Regel nicht auf die für Laien wichtige Frage «Woher kommt das Wort A oder B?» Das Senslerdeutsche Wörterbuch gibt als einziges regionales Wörterbuch etymologische Angaben zu Wörtern, deren Verwandtschaft mit dem Hochdeutschen nicht auf der Hand liegt. Meines Erachtens ist die Entscheidung der meisten Autoren umfangreicher regionaler Mundartwörterbücher, sich auf die Bedeutungserläuterung zu beschränken und auf Herkunftserklärungen zu verzichten, falsch.

Das Schweizerische Idiotikon und der Sprachatlas der deutschen Schweiz sind wissenschaftliche Grundlagenwerke. Für Laien sind sie weder erschwinglich, noch vernünftig handhabbar. Beim Sprachatlas der deutschen Schweiz dürfte nur eine Auswahl von Karten für den Laien wirklich von Interesse sein. Damit sie von ihm auch verstanden werden könnten, bräuchte es eine Volksausgabe. In dieser Volksausgabe müssten sowohl das Kartenbild als auch die Kartenlegende und der Kommentar radikal vereinfacht werden nach dem Vorbild des dtv-Atlasses Deutsche Sprache und des Kleinen Bayerischen Sprachatlasses.

Das Schweizerische Idiotikon ist für nicht besonders sprachinteressierte Laien zu schwierig zu handhaben. Vom Druckbild über den Aufbau nach dem Schmellerschen System, das durch die alphabetischen Register zwar entscheidend verbessert, aber für Laien nicht wirklich einfach wird, und über Gliederung und Aufbau der Lemmata bis zum Hinweis auf das Deutsche Wörterbuch und andere Grundlagenwerke bei den etymologischen Angaben, bleibt es für nicht Geübte und Eingeübte ein Buch mit sieben Siegeln. Im Hinblick auf die Zukunft des Schweizerischen Idiotikons erachte ich zwei Punkte für bedenkenswert:

- Damit dieses hervorragende Werk auf lange Sicht möglichst vielen Benutzern, auch ausserhalb eines engeren akademischen Zirkels, zur Verfügung steht, sollte es über das Internet zugänglich gemacht werden, z. B. über das für mich unverzichtbare Wörterbuch-Netz der Universität Trier, über das neben dem Deutschen Wörterbuch eine ganze Reihe grosser regionaler und historischer Wörterbücher des Deutschen zugänglich sind.
- 2) Die Redaktion des Schweizerischen Idiotikons sollte sobald als möglich eine zweibändige Volksausgabe in Angriff nehmen, dessen Layout neusten lexikografischen und grafischen Standards entspricht und das der Etymologie genügend Raum gibt, und zwar nicht nur als kleingedrucktes Anhängsel, sondern als gut lesbarer Teil eines Artikels. Die Artikel sollten auf verständliche Weise Wortgeschichten erzählen. Die Arbeit an der Volksausgabe sollte jetzt beginnen und die Bände der Volksausgabe sollten mit dem letzten Band der vollständigen Ausgabe erscheinen.

Gute Grundlagenwerke sind unverzichtbar

Damit möchte ich im Schlussabschnitt noch einmal auf das Beantworten von Fragen zum Thema Sprache auf Schweizer Radio DRS1 zurückkommen. Ohne das Schweizerische Idiotikon gäbe es weder den «Schnabelweid-Briefkasten», noch Antworten auf Mundartfragen in der «Mailbox». Denn der erste Schritt, wenn eine Frage nach einem Mundartwort vorliegt, führt immer ins Idiotikon. Es stellt in der Regel die Materialbasis zur Verfügung, von der wir für die Formulierung der Antwort ausgehen. Je nach Umfang und Reichtum dieser Materialbasis entscheidet sich, wie intensiv wir noch andere Quellen beiziehen müssen.

Dabei erweist sich die Beantwortung der für Laien oft so wichtigen Wortherkunft als besonders problematisch. In den meisten Fällen müssen wir zusätzlich zum Schweizerischen Idiotikon das Deutsche Wörterbuch konsultieren. Doch entspricht die Erklärung, die dort gegeben wird, oft nicht mehr neusten etymologischen Erkenntnissen. Sie müssen anhand anderer deutscher wie anderssprachiger etymologischer Wörterbücher berichtigt werden.

Dabei zeigt sich, dass die etymologischen Wörterbücher des Deutschen nicht gerade berauschend sind. Gegen das spröde Standardwerk, den Kluge, ist das einbändige «Etymologico minore» von Deli für die italienische Sprache geradezu eloquent. Verglichen mit dem zweibändigen Dictionnaire historique de la langue française, der ganze Wortgeschichten erzählt, macht der Kluge als etymologisches Standardwerk eine jämmerliche Fasson. Der Stil des Herkunftswörterbuchs von Duden ist nicht wirklich laienfreundlich und die Formulierungen sind oft unklar. Das Deutsche Wörterbuch von Hermann Paul legt den Schwerpunkt auf die Bedeutungsgeschichte der Wörter und gibt der Herkunftserklärung zu wenig Raum. In vielen Fällen formuliert das Etymologische Wörterbuch von Wolfgang Pfeifer am explizitesten.

Wenn das Schweizerische Idiotikon spröde ist oder keine Auskunft gibt, wird die Suche für uns so schwierig und zeitraubend, dass sie nur in Ausnahmefällen möglich ist. Ich möchte das mit zwei Beispielen erläutern. Das erste Beispiel betrifft das Amediisli. Das Idiotikon erklärt, das sei eine Bezeichnung für einen Halbhandschuh oder Pulswärmer, und sagt, Amediisli sei entlehnt von französisch amadis «kurzer Ärmel». In der französischen Etymologie stiess ich bald einmal auf die Tatsache, dass das Wort amadis vom Namen des Barockromanhelden Amadis de Gaule abgeleitet ist. Nachdem ich mich über Amadis de Gaule, der auf Deutsch Amadis von Gallien hiess, kundig gemacht hatte, stiess ich nur aufgrund einer theaterhistorischen Studie auf die Tatsache, dass der Ärmel, la manche en amadis, seine Existenz dem Theaterausstatter Jean Bérain dem Älteren verdankt, der diesen Ärmel für eine Amadis-Oper kreiert hatte.

Beim Wort *Hudigääggeler*, einer abschätzigen Bezeichnung für ein Volksmusikstück, war die Situation insofern schwieriger, als das Wort im Idiotikon fehlt. Es müsste im Band 2 von 1885 stehen, ist aber wohl bedeutend jünger. Wir suchten Hilfe bei der Volksmusikredaktion von Radio DRS und erhielten zwei Bücher, nämlich die populäre Studie «Schweizer Volksmusik – was ist das eigentlich» (1979) von Rico Peter und die wissenschaftliche Arbeit «Schweizer Volksmusik von den Anfängen um 1800 bis zur Gegenwart» (2006) von Dieter Ringli. Beide erzählen dieselbe Geschichte:

Um 1900 lebte in Einsiedeln die Familie Fuchs, aus deren Mitgliedern die bekannte Familienmusik Fuchs entstand. Weil die alte Mutter Fuchs jeden Morgen sehr früh ihre Hühner fütterte, dabei laut *chum Hudeli chum* rief und mit ihrem Rufen die Nachbarn weckte, wurde die Familie bald spöttisch *s Hudelis* genannt und die Familienmusik *d Hudelimusig*. Soweit ist die Geschichte durch Quellen erhärtet. Rico Peter behauptet nun eine direkte Ableitung von *Hudigääggeler* aus *Hudelimusig*. Dieter Ringli erwägt vorsichtig die Möglichkeit einer Ableitung.

Weil unseres Erachtens eine direkte Abhängigkeit nicht in Frage kommt, nahmen wir wieder das Idiotikon zu Hilfe. Im Idiotikon belegt ist der Ausdruck *Hudi haa* bzw. *Hudi mache* für «ausgelassen fröhlich sein, auch bei Tanzanlässen». *Gäägger, Gääggeler* ist aus dem Verb *gäägge* «laut und schrill tönen, krächzen» abgeleitet, das noch heute in Gebrauch ist. Uns scheint viel wahrscheinlicher, dass *Hudigääggeler* aus *Hudi haa* und *gäägge* gebildet ist. Welchen Anteil die Bezeichnung *Hudelimusig* an dieser Bildung hat, dürfte schwer auszumachen sein.

Diese Beispiele zeigen deutlich, dass das Schweizerische Idiotikon auch für populäre Worterklärungen am Radio oder

populäre Mundartwortgeschichten, wie sie der Autor in den Büchern «Durchs wilde Wortistan» (2004) und «Botzheiterefaane» (2007) vorgelegt hat, eine unverzichtbare Grundlage ist. Es liefert das Grundlagenmaterial für die Herkunftserklärung und die Bedeutungsgeschichte von Mundartwörtern. Es ist die reichhaltigste Sammlung von Ausdrücken, Redensarten und Redewendungen der schweizerdeutschen Sprache. Schliesslich ist es auch ein kulturgeschichtliches Grundlagenwerk ersten Ranges, weil es Spiele und Bräuche erläutert und Gegenstände des Alltags erklärt, die heute nicht mehr bekannt sind. Zudem gibt es mit seinen vielen Zitaten aus alten Quellen Einblick in das Denken und Handeln früherer Generationen, mit deren Hilfe sich, gerade in der populären wissenschaftlichen Arbeit, komplexe Zusammenhänge illustrieren lassen. Wer die Quellen der dialektalen und regionalen Lexikologie intensiv nutzt, stellt manchmal fest, dass sich die standardsprachliche Lexikologie zu wenig für substandardsprachliche Entwicklungen interessiert und deshalb Zusammenhänge falsch interpretiert.

Wenn wir als wissenschaftlich ausgebildete Redaktoren Wortgeschichten für Laien schreiben, ist uns an der Richtigkeit dessen, was wir schreiben, nicht weniger gelegen als Fachleuten, die für wissenschaftliche Zwecke arbeiten. Unsere Wortgeschichten müssen richtig sein, unsere Hörerinnen und Hörer verlassen sich darauf. Sie sind in der Regel weniger in der Lage, Fehler in der Argumentation oder Falschaussagen zu erkennen, als ein wissenschaftlich geschultes Publikum. Wir sagen, wo wir an Grenzen stossen, und machen auch immer wieder deutlich, wo das Wissen, das wir in den Antworten verarbeiten, herkommt, Unseren Hörerinnen und Hörern ist deshalb das Schweizerische Idiotikon oder Schweizerdeutsche Wörterbuch, wenigstens dem Namen nach, bekannt. Viele von ihnen würden ein Schweizerdeutsches Wörterbuch auch gern selbst zur Hand nehmen, wenn sie eine Ausgabe hätten, die ihre Laienneugier befriedigt und die sie mit Genuss und Gewinn lesen könnten.

Erwähnte Bücher und Handbücher

- Bertram, Georg W. (2006), Die Sprache und das Ganze. Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Bertram, Georg W., Lauer, David, Liptow, Jasper und Seel, Martin (2008), *In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Wissenschaft.
- Cortelazzo, Manilo und Zolli, Paolo (2004), *L'etimologico minore. Deli dizionario etimologico della lingua italiana*, Bologna: Zanichelli.
- Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, hrsg. von der Dudenredaktion (2001), 3. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim: Dudenverlag.
- Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hrsg. von Wolfgang Pfeifer et al. (2005), 8. Auflage, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von Elmar Seebold (2002), 24. durchgesehene und erweiterte Auflage, Berlin/New York: de Gruyter.
- König, Werner (2004): *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, 14., durchgesehene und aktualisierte Auflage, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Paul, Hermann: *Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte* und Aufbau unseres Wortschatzes, hrsg. von Helmut Henne et al. (2002), 10. überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen: Niemeyer.
- Renn, Manfred und König, Werner (2006), *Kleiner Bayerischer Sprachatlas*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Rey, Alain et al. (2000), *Dictionnaire historique de la langue française*, troisième édition, tomes 1 et 2, Paris: Robert.
- Schmid, Christian (2004), *Durchs wilde Wortistan. Unterwegs in der Welt der Wörter*, Muri b. Bern: Cosmos.
- Schmid, Christian (2008), *Botzheiterefaane. Wortgeschichten* aus Schnabelweid und Mailbox von DRS1, 4. Auflage, Muri b. Bern: Cosmos.
- Schmutz, Christian und Haas, Walter (2000), Senslerdeutsches Wörterbuch, Freiburg/Schweiz: Paulusverlag.

- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Bände 1-15 und Registerband (1881-1999), Frauenfeld: Huber (noch nicht abgeschlossen).
- Sprachatlas der deutschen Schweiz, hrsg. von Rudolf Hotzenköcherle et al. (1962-2003), Bände 1-8 und Abschlussband, Tübingen und Basel: A. Francke Verlag.
- Trabant, Jürgen (2008), Was ist Sprache?, München: Verlag C. H. Beck.

Anmerkungen

- 1. Janich, Peter (2006), Kultur und Methode. Philosophie in einer wissenschaftlich geprägten Welt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Wissenschaft, S. 138.
- 2. Barloewen, Constantin von (o. J.), Anthropologie der Globalisierung. Thesen und Antithesen, Berlin: Matthes & Seitz, S. 20.
- 3. Miller, George A. (1995), Wörter: Streifzüge durch die Psycholinguistik, Frankfurt a. M.: Zweitausendeins, S. 9.

Die Erschliessung neuer Kanäle: die Volksausgabe des Idiotikons und «Idiotikon online»

Hans Bickel

Ich darf Ihnen zum Schluss der heutigen Tagung noch einige Überlegungen zur Erschliessung neuer Nutzerkreise für das Idiotikon vortragen. Es geht dabei einerseits um eine Volksausgabe des Idiotikons oder, vielleicht neutraler ausgedrückt, um ein Handwörterbuch, und andererseits um eine wie auch immer geartete Online-Ausgabe. Ich werde versuchen, Ihnen kurz einige Leitlinien dieser beiden Vorhaben, die auf den ersten Blick wenig gemeinsam zu haben scheinen, vorzustellen.

Im 19. Jh. ging man davon aus, dass es möglich sei, ein wissenschaftliches historisches Wörterbuch zu verfassen, das sowohl von Wissenschaftlern als auch von interessierten Laien gleichermassen genutzt werden könnte. Noch Jakob Grimm schwebte vor, dass sein Deutsches Wörterbuch von den Laien «mit Andacht» gelesen werde, indem beispielsweise «der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne anfrischen» könnte¹. Ebenso ging Friedrich Staub davon aus, dass das Idiotikon dereinst von «wissbegierigen Laien» zur Hand genommen würde.²

Diese Vorstellung hat sich, wie man jetzt beurteilen kann, als Illusion erwiesen, auch wenn ich nicht so weit gehen würde wie Hausmann, der davon spricht, dass die monumentalen Wörterbücher «als gesellschaftlich gescheitert angesehen werden» müssten.³ Es stimmt aber, dass die dichten, mit Abkürzungen und Querverweisen durchsetzten Texte nicht einfach zu entziffern sind. Im Fall des Idiotikons kommt erschwerend dazu, dass die Artikel nicht normalalphabetisch, sondern nach dem so genannten Schmellerschen System angeordnet sind⁴. Für unerfahrene Benutzer ist die Entrittsschwelle deshalb ausgesprochen hoch.

Das ist sehr schade, denn grundsätzlich gibt es bei weiten Kreisen der Schweizer Bevölkerung ein grosses Interesse an den im Wörterbuch enthaltenen Informationen. Der Redaktion des Idiotikons ist seit langem bewusst, dass das wissenschaftliche Werk unbedingt durch eine leichter lesbare Kompaktausgabe ergänzt werden muss. Es gibt denn auch mehrere Vorstudien für ein Handwörterbuch, die ersten Vorüberlegungen stammen bereits von 1906;⁵ eine detaillierte Studie hat mein Mitredaktor Christoph Landolt 2003 verfasst, worin er konkret aufzeigt, wie man sich ein solches Handwörterbuch vorzustellen hat und in welchem Zeitrahmen ein solches Projekt zu realisieren ist.⁶

In letzter Zeit sind nun auch Vorüberlegungen zu einer Digitalisierung des Wörterbuchs dazugekommen.⁷ In den letzten 10 Jahren ist das Internet immer stärker zu einem Informationsmedium geworden. Auch die Idiotikon-Redaktion nutzt zunehmend Online-Quellen und -Wörterbücher, vom digitalen Grimm über Google-Frequenzangaben bis hin zu Google-Books. Es ist für uns daher durchaus nachvollziehbar, dass häufig Anfragen auf der Redaktion eintreffen, ob und wann das Idiotikon endlich online sei. Es gibt aber eine Vorbedingung, die erfüllt sein muss, damit wir uns vorbehaltlos diesen beiden Projekten widmen können: Das Idiotikon ist und bleibt für noch sehr lange Zeit das massgebende wissenschaftliche Referenzwerk für alle diachronen Fragestellungen der schweizerdeutschen Sprache. Daraus folgt: Das Idiotikon muss unbedingt in der heutigen Form in möglichst kurzer Frist abgeschlossen werden. Eine grundlegende Konzeptänderung oder die ausschliesslich elektronische Publikation wären unsinnig und im Hinblick auf die langfristige Erhaltung der Forschungsarbeit äusserst gefährlich. Grundlagenwerke, die mit einem derart enormen Aufwand erarbeitet wurden, müssen schon nur aus Gründen der Langzeiterhaltung gedruckt und in möglichst vielen Bibliotheken eingelagert werden. Die gedruckte Ausgabe des Hauptwerks bleibt daher für die nächsten Jahre die Hauptaufgabe der Redaktion, Handwörterbuch und digitale Ausgabe können nur unter der Bedingung realisiert werden, dass damit das Hauptwerk nicht gefährdet wird. Online- und Kompaktausgabe sind komplementäre Werke, die je nach Rahmenbedingungen entweder neben oder nach der Erarbeitung der Hauptausgabe erstellt werden können.

Soviel als notwendige Vorbemerkung. Wie könnten nun Digitalisierung und Handwörterbuch konkret aussehen? Ich beginne mit der Digitalisierung.

Schritte zur Digitalisierung

Wenn man sich den Umfang und die Struktur des Idiotikons vor Augen hält, ist klar, dass eine Digitalisierung nicht einfach so nebenher gemacht werden kann, besonders wenn man eine Volldigitalisierung anstrebt, bei der alle Querverweise und Abkürzungen aufgelöst werden. Eine Volldigitalisierung bedingt in jedem Fall ein mehrjähriges Projekt mit einem Team, das aus erfahrenen Redaktionsmitgliedern der Buchversion auf der einen und Computerexperten auf der anderen Seite zusammengesetzt ist. Die Mikrostruktur des Idiotikons ist zu komplex, als dass sie von Computerexperten allein in eine digitale Ausgabe umgesetzt werden könnte.

Eine Digitalisierung ist also nur möglich, wenn entweder ein neues zusätzliches Projekt initiiert wird oder wenn, und in diese Richtung zielen die kommenden Ausführungen, die Digitalisierung schrittweise angegangen wird, mit dem Ziel, die Volldigitalisierung erst nach Abschluss des letzten Bandes zu erreichen.

Ich könnte mir vorstellen, dass die Digitalisierung in fünf Schritte aufgeteilt wird, wobei jeder Schritt auf der Vorarbeit des anderen aufbauen kann und auch auf der nächsten Stufe noch Sinn macht. Die fünf Schritte oder Stufen, die ich im Folgenden erläutern werde, sind:

- Digitalisierung des alphabetischen Registers;
- Verknüpfung des Registers mit digitalisierten Bildern der Artikel in den gedruckten Bänden;
- Herstellung einer unkorrigierten Volltextfassung als reine Suchfunktion:
- korrigierte Volltextdigitalisierung;
- korrigierte und annotierte, redaktionell bearbeitete Volltextdigitalisierung mit einem spezialisierten Abfragesystem und automatisierten Querverweisen.

Mit dem ersten Schritt der Digitalisierung ist bereits begonnen worden. Auf der neuen Homepage www.idiotikon.ch ist eine erste Version eines elektronischen Registers über alle publizierten Bände aufgeschaltet. 8 Abb. 1 zeigt einen Ausschnitt aus dem Register mit der Abfrage Znüni ("Zwischenmahlzeit am Morgen'). Damit auch Benutzer mit wenig Kenntnissen

der Lemmatisierungspraxis möglichst einfach das gewünschte Stichwort finden können, enthält das elektronische Register im Hintergrund jeweils mehrere Schreibungsvarianten eines Lemmas, die bei einer Anfrage zwar abgesucht, am Bildschirm jedoch nicht ausgegeben werden. Als Anzeigeresultat erscheint nur die Ansatzvariante, wie sie auch im gedruckten Register steht. Zusätzlich kann man nach Wortbestandteilen und Ableitungssilben suchen, was im gedruckten Register nicht möglich ist. Damit wird das Idiotikon bereits jetzt leichter zugänglich.

Noch wesentlich nützlicher würde unser Register, wenn es um die Angaben aus dem grammatischen Register des Idiotikons angereichert würde. Das redaktionsinterne grammatische Register existiert lediglich in handschriftlicher Form. Es umfasst ca. 11 000 Karteikarten. Abb. 2 zeigt ein paar Beispielkategorien aus dem grammatischen Register.



Abbildung 1: Ergebnis der Abfrage «znüni». Das elektronische Register enthält mehrere Schreibungsvarianten, die das Finden eines Stichwortes erleichtern



Abbildung 2: Kategorien aus dem handschriftlichen grammatischen Register, das redaktionsintern benutzt wird

Zu jeder Kategorie existieren Karteikarten mit Hinweisen auf einzelne Artikel.

Wenn wir nun diese Angaben im elektronischen Register bei den einzelnen Stichwörtern dazugeben, erhalten wir mit relativ wenig Zusatzaufwand ein geradezu einmaliges grammatisches Register, das man allen Sprachforschern und Interessierten zugänglich machen könnte.

Es gibt zwei weitere Möglichkeiten zur Anreicherung des digitalen Registers, die wir in nächster Zeit prüfen wollen und zwar:

- ein Register verhochdeutschter Stichwörter oder Lemmata. Wer beispielsweise nach dem Verb «speien» sucht, müsste sich nicht mehr überlegen, ob es als «spūwen», «speien», «speuen», «spauen» oder «speuzen» angesetzt ist, sondern könnte vom nhd. Standardwort speien oder spucken ausgehen.
- Eine weitere verlockende Möglichkeit ist die Erstellung eines Umkehrwörterbuches oder eines hochdeutschen Bedeutungs- und Kategorienregisters. Dies würde bedeuten, alle Bedeutungsangaben in einem

Register zu erfassen, um das Wörterbuch gezielt nach inhaltlichen Kriterien absuchen zu können. Man könnte sich also beispielsweise gezielt eine Liste aller im Idiotikon behandelten Personennamen geben lassen oder eine Liste aller Lemmata, die beispielsweise mit dem Fasnachtsbrauchtum, der Volksmedizin usw. zu tun haben. Damit wäre das Idiotikon einer systematischen Wort- und Kulturgeschichtsforschung zugänglich, indem auch eine onomasiologische Sicht auf den schweizerdeutschen Wortschatz möglich würde.

Sie sehen, bereits mit der Digitalisierung des Registers sind neue Zugänge zum Wörterbuch und vermutlich auch die Erschliessung neuer Nutzerkreise möglich.

Noch wesentlich weitergehende Möglichkeiten bietet die Digitalisierung des Wörterbuchteils. Jede Digitalisierung des Gesamtwerkes beginnt mit dem fotografischen Einlesen der Buchseiten. Es ist daher denkbar, dass man in einer ersten digitalen Wörterbuchfassung bereits die Bilder der einzelnen Buchseiten mit dem Register verknüpft, so dass die Benutzer mit Hilfe des elektronischen Registers direkt auf den Artikel zugreifen können, dort allerdings lediglich das digitale Bild der Buchseite sehen.

Damit wäre das Wörterbuch integral im Internet konsultierbar. Allerdings wären bei einer solchen Bereitstellung des gesamten Werkes über Internet einige verlegerische Knacknüsse zu lösen. Denn ob die Artikel der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, muss auch im Rahmen der Open-Acces-Initiative weiter abgeklärt und diskutiert werden, schliesslich sind wir auf unseren Verleger angewiesen und müssen aufpassen, dass die gedruckte Version nicht durch eine Online-Ausgabe kannibalisiert wird. Dies gilt bis zu einem gewissen Grad auch für die folgenden Schritte.

Nächste Stufe könnte eine unkorrigierte Volltextdigitalisierung des gesamten Werkes sein, wobei der Text nur für die Suche eingesetzt würde, am Bildschirm aber immer das Originalbild der gedruckten Version erschiene. Auf diese Weise ist die digitalisierte Version genau so zuverlässig wie das gedruckte Buch, man hätte einzig zusätzlich die Möglichkeit, im Text des Werkes zu suchen, wobei man einige wenige falsche Tref-

fer und einige verpasste Treffer in Kauf nehmen müsste. Als Format für eine solche kombinierte Bild-Textfassung käme das PDF-Format in Frage, und zwar ein PDF, das das Originalbild der Artikel mit darunter liegendem Text enthält.

Wirklich digital ist ein Text aber erst, wenn er für die Weiterverarbeitung im Computer annotiert ist. Für eine solche Annotierung steht heute ein Standard zur Verfügung, der garantiert, dass die Daten von verschiedensten Systemen weiterverarbeitet werden können. Dieser Standard ist ein speziell für Philologen entwickeltes Auszeichnungssystem namens «Text Encoding Initiative (TEI)». Eine Annotierung mit TEI verlangt einen ziemlich grossen Aufwand an redaktioneller Handarbeit, ermöglicht aber auf der anderen Seite eine absolut flexible Textsuche und Ergebnisdarstellung. Je nach Tiefe der Annotierung und mit entsprechendem Programmieraufwand wäre es möglich, quasi auf Knopfdruck neue Wörterbücher herzustellen, indem man auswählt, welche Elemente ein- und welche ausgeblendet werden. Damit könnten auch Vorstufen einer Kompaktausgabe hergestellt werden.9

Das Idiotikon als Handwörterbuch

Damit komme ich zu den Synergien die zwischen Digitalisierung und Handwörterbuch bestehen. Christoph Landolt¹⁰ zeigt in seiner Studie, dass prinzipiell drei mögliche Typen eines Handwörterbuchs in Frage kommen:

- eine kompakte Darstellung des aktuellen und des historischen Wortschatzes des Schweizerdeutschen (mindestens zweibändig);
- 2. ein synchrones Wörterbuch des Schweizerdeutschen ohne die ältere Sprache, sondern nur mit der Mundart ab ca. 1800, also zeitlich ähnlich gefasst wie bei den grossen Handwörterbüchern der Standardsprachen beispielsweise von Duden und Wahrig;
- Umkehrausgabe Standardsprache-Mundart des syn-3. chronen Wörterbuchs.

Eine Volltextdigitalisierung des Hauptwerks würde es nun ermöglichen, dass man alle drei Möglichkeiten mindestens als virtuelle Wörterbücher realisieren könnte und aufgrund des

Nutzerfeedbacks entscheiden könnte, welche Typen aus dieser Reihe auch als gedruckte Wörterbücher erscheinen sollen. Wahrscheinlich würden alle drei Typen gute Marktchancen besitzen.

Hauptproblem bei der Erstellung eines Handwörterbuchs ist jedoch, dass die einzelnen Bände unterschiedlich dicht sind, dass Bände I bis IV von ihrem Konzept und inhaltlichen Umfang nicht mit den übrigen dreizehn Bänden verglichen werden können. Die Erstellung eines Handwörterbuchs, das sowohl den historischen wie auch den aktuellen Wortschatz angemessen abbilden soll, bedingt daher die Einarbeitung des seit über hundert Jahren gesammelten Nachtragsmaterials und das Schreiben der fehlenden Artikel. Bei einer vorgängigen Digitalisierung des Materials kämen die Nachträge aber beiden Projekten zugute.

Die gedruckte Hauptausgabe des Idiotikons wird, wenn sie dereinst fertig bearbeitet ist, insgesamt ca. 160 000 Stichwörter enthalten. Für die Kompaktausgabe, die maximal ungefähr 30 000 Stichwörter enthalten kann, heisst dies, dass die Stichwörter um über 80% reduziert werden müssen, eine Arbeit, die logischerweise nur redaktionell vorgenommen werden kann. Ebenso rigoros müsste der Inhalt der einzelnen Artikel gestrichen werden. Wie das Ergebnis einer solchen Bearbeitung aussehen könnte, zeige ich Ihnen am Beispielartikel «erwinde»:

erwinde (→ winde) [16.576]. A. intr. 1. wiederkehren: a) zurückkommen -16, 19-; IT, Vs. b) sich (wieder) bewusst werden, zu Bewusstsein kommen 15, 19-; IT. c) wieder brünstig werden 20; GRW, Vs. d) verwerfen (Kuh) 20; Vs. 2. aufhören: a) enden 14-17. b) ablassen, innehalten 14-a19; BE, So, Vs. Z, ZH. 3. fehlen, mangeln 14-18. 4. scheitern: a) fehlschlagen e15-17. b) aufgeben, abbrechen e15-; BEO, Ow. 5. sich aufhalten, irgendwo stecken 20; BEO. 6. feucht und weich werden (Heu) 20; GRW, Vs. B. tr. 1. erlangen, bekommen 16, 19; Ao, BE, O. 2. auswinden, auch ausspülen 19-; GL, GRW, IT, UR. [ahd. irwintan]

Abbildung 3: Probeartikel für das Handwörterbuch. Weitere Varianten von Probeartikeln finden sich bei Landolt 2003, 107ff

Im Idiotikon umfasst dieser Artikel acht Spalten. Daraus wird auf den ersten Blick deutlich, wie radikal die notwendigen Kürzungen sind. Die Änderungen im Vergleich zur Vollfassung sind:

 Reduktion der hierarchischen Hauptebenen von fünf auf drei mit entsprechender Beschränkung auf die

- Angabe der zentralen Bedeutungen;
- 2. Einfügung einer Datierung mittels Jahrhundertziffern, z.B. «14-17» für «in unserem Material vom 14. bis ins 17. Jahrhundert belegt»:
- Vereinfachung der Angaben zur Verbreitung; 3.
- Weglassen von Belegsätzen; 4.
- 5. Verknüpfung der Artikel durch Querverweise, um Redundanz zu vermeiden.

Viele Benützer wären wohl mit diesen Informationen zufrieden. Aber man verliert damit natürlich auch sehr viel an inhaltlicher Substanz, nämlich alle Nuancierungen, die Belegsätze, fast alle Angaben zu Sachkunde, zu Personen- und Flurnamen, Kommentierungen zu speziellen Formen und etymologischen Problemen. Trotz radikaler Kürzungen sind aber in der Kurzausgabe bei geigneten Lemmata auch Angaben zu Redensarten und Volkskunde vorgesehen, wie der Musterartikel «Chlaus» in Abb. 4 zeigt.12

Chlaus bzw. Chlous BL, So, BE, LU, UW, SZ, ZH, SH, TG, SG, AP, GL, Chläus BE, AG, UW, UR, SH, SG. Chläis So, Be, Uw, Glaus Be, Uw, Gläus Bs, Be, Lu, UR, Gläis Be, Uw, Chläs GRW, Gläs Vs, Chlös SH, Klös AP, GRU, Dim. Chlausi, Chläusi, Chläusli usw. (Id. 3.687; vgl. ASV-Komm. II.1, 1ff und 237ff). 1. der Taufname Nikolaus fast allg.; daneben Nigg(li), Niggel us. 2. a) törichter Mensch, Narr 19-; BA, ZH, TG, AP, auch unüblich gekleideter Mensch 19; AG, SG, b) verschlagener Mensch, sauberer Bursche, frecher Gesell, Heuchler 19; BE, So, GL. 3. a) bes. Samiverbe, Sam(m)e- SH, UR, GR, Santi- BA, SO, FR (-klous), Vs, GL, Sani- Vs, Zani- Vs Sankt Nikolaus; allg. Als alter Mann (vorw. ref. Deutschschweiz) oder Bischof (vorw. kath. Deutschschweiz) verkleidete, von → Schmutzli und Esel begleitete Person; wird mit lärmenden nächtlichen Umzügen angekündigt oder herbeigeholt: de Chlaus jage bzw. subst. Chlausjage nöBe, Ao, Lu, Sz, Zo, Ischelle To. Beschenkt die Kinder heute wohl überall am 6. Dez., im 18. und 19. Jh. aber in AP, BE, sSG, ZH an den Weihnachtstagen oder in wAG, AR, SG, ZH am Silvester (-> Christ-, Neujār-, Wienechtschind); brachte früher z. B. in Zu auch das geschmückte Bäumchen (Chlausbaum). b) an versch. Daten in Dez. und Anfang Jan., bes. aber am Silvester in Gruppen herumziehende, lärmende oder singende, Glück wünschende und Gaben heischende, fasnächtlich vermummte Jugendliche und/oder Erwachsene (Silvesterchläus), so noch etwa nBE, söZH, AR. 4. in AR, tw. So Chlause, Klöse: Weihnachtsgeschenk 17-; So, So, AP, GL. 5. der am oder um den St.Niklaus-Tag stattfindende Markt in Frauenfeld 19-: To

Das Handwörterbuch ist also trotz der Kürzungen ein dringend nötiges Buch, ein für den deutschen Sprachraum neuartiges Buch nach sehr erfolgreichen angelsächsischen Vorbildern, aber doch auch ein Typus, der nur neben der Vollausgabe des Idiotikons denkbar ist.

Diese kurzen Ausführungen müssen genügen. Sie haben hoffentlich gezeigt, dass durchaus konkrete Vorstellungen zur Erschliessung neuer Kanäle existieren und dass wir bereits erste Schritte in Angriff genommen haben. Die Entwicklung der letzten Jahre im Bereich der Lexikografie und noch mehr im Bereich der Nachschlagewerke haben deutlich gemacht, dass ein nationales Wörterbuch wie das Idiotikon kaum um Digitalisierung und Popularisierung herumkommen wird. Daher ist auch mit einer Konkretisierung der teilweise bereits seit langem bestehenden Pläne begonnen worden. Allerdings muss man sich vor Illusionen über den Aufwand einer solchen Unternehmung hüten. Beide Vorhaben brauchen Zeit und Geld.

Es gibt wenig Bücher von ähnlicher Qualität und Substanz wie das Idiotikon. An diesem Werk wird seit fast 150 Jahren intensiv und seriös gearbeitet. Entsprechend viel Text in qualitativ hochstehender Ausarbeitung und grosser Dichte ist hier zusammengekommen. Digitalisierung und Handwörterbuch müssen darum unbedingt so angegangen werden, dass Substanz und Qualität des Idiotikons erhalten und gleichzeitig für möglichst viele Nutzer zugänglich werden. Wenn das gelingt, werden beide Projekte grossen Erfolg haben.

Literaturverzeichnis

- Bickel, Hans (2007), «Idiotikon digital. Überlegungen zu einer elektronischen Ausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs». In: *Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr* 2006, Zürich, S. 13–26.
- Bigler, Niklaus (2008), «Als das Idiotikon in Druck ging. Kurzer Rückblick auf den Beginn einer langen Zusammenarbeit», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr* 2007, Zürich, S. 13–32.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 1. Leipzig, 1854.

- Hausmann, Franz Josef (1989), «Die gesellschaftlichen Aufgaben der Lexikographie in Geschichte und Gegenwart», in: Hausmann, F. J. et al. (Hg.), Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, Berlin-New York, de Gruyter, S. 1–19.
- Landolt, Christoph (2003), Ein Schweizerdeutsches Handwörterbuch? Machbarkeitsstudie zum Projekt einer Kurzausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, Zürich (Typoskript).
- Landolt, Christoph (2004), «Eine Kurzausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs? Zusammenfassung einer Machbarkeitsstudie». In: Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr 2003, Zürich, S. 23–37.
- Landolt, Christoph (2007), «Neuere Entwicklungen in der historischen Dialektgeographie des Deutschen», in: Lexicographica 23, S. 151–172.
- Landolt, Christoph; Schifferle, Hans-Peter (erscheint 2008), «Überlegungen zu einem Ausbau der Zugriffsmöglichkeiten auf das Schweizerdeutsche Wörterbuch». In: NN. (Hgg.): Schnittstellen und Konkordanzen, 5. Arbeitstreffen deutschsprachiger Akademie-Wörterbücher, Wien, 8.-10. Juni 2006 (ELLA Sondernummer).
- Schifferle, Hans-Peter (2006), «'Währschafte' Lösungen für 'währhafte' Probleme. Lemmatisierung und Etymologie im Schweizerdeutschen Wörterbuch», in: Klausmann, H., Raumstrukturen im Alemannischen, Beiträge der 15. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, Graz-Feldkirch: Neugebauer, S. 73-84.
- Schweizerisches Idiotikon (1881ff.), Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler und fortgesetzt unter der Leitung von Albert Bachmann, Otto Gröger, Hans Wanner, Peter Dalcher, Peter Ott und Hans-Peter Schifferle, Bände I - XVI. Frauenfeld: Huber.

Anmerkungen

- 1 Deutsches Wörterbuch, Bd. 1, S. 13.
- 2 Schweizerisches Idiotikon, Bd. I, S. VIII.
- 3 Hausmann 1989, S. 12.
- 4 Zur Alphabetfolge s. Schweizerisches Idiotikon, Bd. I, S. XI.
- 5 Die ersten bekannten Überlegungen zu einem Handwörterbuch stammen aus dem Jahr 1906 vom damaligen Idiotikon-Redaktor Heinrich Bruppacher. S. Landolt 2003, S. 12.
- 6 Eine Zusammenstellung der bisherigen Studien zu einem Handwörterbuch gibt Landolt 2003, S. 16f.
- 7 S. Bickel 2007 und Landolt/Schifferle 2008.
- 8 www.idiotikon.ch/Register
- 9 Die aktuelle Dokumentation findet man unter http://www.tei-c.org/. Eine gedruckte Beschreibung des TEI-Standards findet sich im folgenden Buch: Guidelines for electronic text encoding and interchange / hrsg. von C.M. Sperberg-McQueen et al. Oxford: Published for the TEI Consortium by the Humanities Computing Unit, University of Oxford, 2002.
- 10 Landolt 2003, S. 30ff.
- 11 Ursprünglich war das Idiotikon auf insgesamt vier Bände angelegt. S. z.B. Bigler 2008, S. 13.
- 12 Weitere Probeartikel zu je spezifischen Fragestellungen s. Landolt 2003, S. 109-137, http://www.idiotikon.ch/Texte/Landolt/VolksausgabeStudie.pdf.

Zu den Autorinnen und Autoren Les auteurs

Barbara Berger Guigon

Barbara Berger Guigon studiert Philosophie und Germanistik an der Universität Bern. Seit 2004 ist sie als Hilfsassistentin für das Projekt der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf tätig.

Hans Bickel

Hans Bickel, Studium der Germanistik, Ethnologie und Volkskunde an der Universität Basel. Dann Deutschlehrer an einem Liceo in Lugano, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Projekt «Sprachen in der Schweiz» und Lektor für empirische Sprachforschung an der Universität Basel. 1990 Forschungsaufenthalt an der Purdue University in West Lafayette/Indiana (USA). 1991–2001 Assistent am Deutschen Seminar der Universität Basel, daneben 1993 bis 1996 Mitarbeiter am Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), 1997–2003 Leiter der Schweizer Arbeitsstelle am internationalen Forschungsprojekt «Variantenwörterbuch des Deutschen». Heute Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch in Zürich und Privatdozent an der Universität Basel.

Sebastian Brändli

Dr. Sebastian Brändli studierte an der Universität Zürich vor allem Geschichte und Sozialwissenschaften. Promotion 1989 mit einer Arbeit zur Sozialgeschichte der Zürcher Landärzte. Berufliche Stationen: Assistent am Historischen Seminar UZH (1985–1991); Stabschef Erziehungsdepartement Aargau (1991–2001); Generalsekretär ETH–Rat (2001–2005); heute Chef Hochschulamt Zürich. Diverse Publikationen. 1991–2003 Zürcher Kantonsrat; seit 2004 Präsident Antiquarische Gesellschaft in Zürich.

François de Capitani

Geboren 1950. Studium der Schweizergeschichte und der mittelalterlichen Geschichte in Bern, Dr. phil. 1980. Assistent an den Universitäten Bern und Freiburg im Ue. Konservator am Bernischen Historischen Museum 1984–1991. Ab 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schweizerischen Landesmuseum, verantwortlich für die Realisierung der Dauerausstellung zur Geschichte der Schweiz im 18. und 19. Jahrhundert im Schloss Prangins (eröffnet Juni 1998).

Martin Hannes Graf

Martin Hannes Graf, Dr. phil., geboren 1975, ist seit 2007 Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch und arbeitete noch bis 2008 als Postdoc am Nationalen Forschungsschwerpunkt «Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen -Historische Perspektiven» (Universität Zürich) an einem linguistischen Teilprojekt. Davor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für frühmittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich, Sprachwissenschafter an den Nationalfondsprojekten «Datenbank der Schweizer Namenbücher» und «Thurgauer Namenbuch», Assistent am Lehrstuhl für Germanische Philologie an der Universität Zürich sowie Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule und der Universität Zürich. Publikationen zur historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft, Namenkunde, mittellateinischen Philologie und mittelalterlichen Geschichte.

Walter Haas

* 1942 (Luzern). Primarlehrer. Studium der Germanistik, Sprachwissenschaft, Volkskunde und Geschichte in Zürich, Freiburg/Schweiz und Princeton. 1971 Doktorat, 1978 Habilitation. Mitarbeiter am Zentralen Sprachdienst der Bundeskanzlei und am Sprachatlas der deutschen Schweiz, Lehraufträge an verschiedenen Universitäten. 1983 Prof. für Germanische Philologie an der Universität Marburg und Direktor des Deut-

schen Sprachatlas. Seit 1986 Prof. für Germanistische Linguistik an der Universität Freiburg/Schweiz.

Ion Mathieu

Studium der Geschichte und Ethnologie in Bern. Dissertation zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Unterengadins im Ancien Régime. Habilitation zur inneralpinen Agrargeschichte in der Frühen Neuzeit. Forschungsprojekte, Lehraufträge und Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten. Gründungsdirektor des Istituto di Storia delle Alpi an der Università della Svizzera italiana (2000-5). Professor am Historischen Seminar der Universität Luzern (seit 2006). Erste Kontakte mit den Nationalen Wörterbüchern bei einem Projekt im Dicziunari Rumantsch Grischun (vor mittlerweile mehr als zwanzig Jahren).

lakob Messerli

Studium der Geschichte, Philosophie und Psychologie in Zürich und Bern, Promotion 1993. Lehrtätigkeit und Forschung. 1996-2002: Leiter Deutsches Uhrenmuseum, Furtwangen im Schwarzwald: 2002-2003: Direktor Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim: seit 2003: Direktor Museum für Kommunikation, Bern.

Bruno Moretti

Bruno Moretti ist ordentlicher Professor für italienische Sprachwissenschaft an der Universität Bern und Direktor des Osservatorio linguistico della Svizzera italiana (Institution, welche den Auftrag der Beschreibung und Analyse der Situation der italienischen Sprache in der Schweiz verfolgt). Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen, besonders in den Bereichen der Soziolinguistik und des Zweitspracherwerbs. Seit 2006 ist er Vorsitzender der Kommission Nationale Wörterbücher der SAGW.

Hans-Peter Schifferle

Hans-Peter Schifferle, Dr. phil. I, Chefredaktor des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, geb. 1954, hat an der Universität Zürich Germanistik, Italienische Literatur und Volkskunde studiert. Von 1983-1989 war er Assistent am Lehrstuhl für Germanische Philologie (Prof. Stefan Sonderegger) am Deutschen Seminar der Universität Zürich; Promotion 1987 mit einer dialektologischen Dissertation. Seit 1987 arbeitet er als Redaktor am Idiotikon, seit Frühjahr 2005 in der Funktion als Chefredaktor. Von 1985 bis 2005 betreute er die Phonetikkurse für Studierende der Germanistik am Phonetischen Laboratorium der Universität Zürich. Er ist Mitglied der leitenden Kommission des Phonogrammarchivs der Universität Zürich und unterrichtet weiterhin regelmässig als Lehrbeauftragter am Deutschen Seminar. Seine Arbeits- und Publikationsschwerpunkte liegen in den Bereichen Lexikographie, Dialektologie und Sprachgeschichte der deutschen Schweiz; die Erforschung der Beziehungen zwischen Sprache und heutiger und historischer Sach-, Brauchtums- und Volkskultur ist ihm dabei ein besonderes Anliegen.

Christian Schmid

Christian Schmid, *1947 in Rocourt (heute Kanton Jura), Dr. phil. Lehre und Arbeit als Chemielaborant (11 Jahre), dann Matura, Studium der Germanistik und Anglistik in Basel und New York, Lizentiat und Promotion in Basel. Tätig gewesen als Assistent am Deutschen Seminar der Universität Basel, wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Sprachatlas der deutschen Schweiz und Lehrbeauftragter an der Universität Zürich. Seit 1988 Redaktor bei Schweizer Radio DRS1 in den Redaktionen «Reisen Freizeit Kultur» und «Schnabelweid». Autor und Herausgeber mehrerer Bücher, zuletzt «Botzheiterefaane» (Cosmos 2007). Lebt in Schaffhausen.

Pascale Sutter

Dr. Pascale Sutter, geb. 1969, Studium der Allgemeinen Geschichte, Klassischen Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Dissertation zum Thema «Nachbarschaft als Beziehungsform im spätmittelalterlichen Zürich», Bearbeiterin des Rechtsquellenbandes «Stadt und Herrschaft Rapperswil», seit Oktober 2007 administrative und wissenschaftliche Leiterin der Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins.

Christian von Zimmermann

Christian von Zimmermann ist Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bern (SNF-Förderungsprofessur 2004-2008). Seit 2004 leitet er gemeinsam mit Barbara Mahlmann-Bauer die historisch-kritische Gesamtausgabe (HKG) der Werke von Jeremias Gotthelf.

Die Schweizerische Akademie der Geistesund Sozialwissenschaften: eine Institution im Zentrum eines weitläufigen Netzes

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vereinigt als Dachorganisation rund 60 wissenschaftliche Fachgesellschaften. Sei es in der Literatur oder der Theologie, in den Kommunikations- oder den politischen Wissenschaften, ihre Mitgliedgesellschaften repräsentieren eine Vielfalt von Disziplinen. Gesamthaft gesehen sind nicht weniger als 30 000 Personen als Mitglied einer Fachgesellschaft mit der SAGW verbunden und bilden somit das grösste Netz in den Geistes- und Sozialwissenschaften unseres Landes.

Forschungsförderung, internationale Zusammenarbeit sowie Förderung des akademischen Nachwuchses – dies sind schon seit ihrer Gründung im Jahre 1946 die Hauptanliegen der SAGW, und in letzter Zeit hat sich ihr Betätigungsfeld noch erweitert. Die Akademie ist eine vom Bund anerkannte Institution zur Forschungsförderung; sie engagiert sich in drei zentralen Bereichen für die Geistes- und Sozialwissenschaften:

Vernetzung

Die SAGW dient als Plattform zur Verwirklichung von Gemeinschaftsprojekten sowie für die Verbreitung von Forschungsresultaten innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Auch ihrer Rolle als «Vermittlerin» zwischen den Disziplinen kommt grosse Wichtigkeit zu.

Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften

Die SAGW stellt einen Grossteil ihres Budgets für die Förderung der Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften in unserem Land zur Verfügung. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verfolgt sie eine Subventionspolitik, in deren Zentrum die Förderung des akademischen Nachwuchses sowie der Frauen in der Forschung steht.

Kommunikation

Die SAGW organisiert regelmässig öffentliche Tagungen sowie Podiumsgespräche zu aktuellen Themen. Sie hebt damit den Beitrag ihrer Disziplinen zur Analyse wichtiger gesellschaftlicher Probleme hervor und fördert den Dialog mit Politik und Wirtschaft.

Kontakte

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften Hirschengraben 11 Postfach 8160 3001 Bern Tel. ++41 31 313 14 40

Fax ++41 31 313 14 50 E-Mail: sagw@sagw.ch

www.sagw.ch